

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798/
II - 1927^{1/2}

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und
des
Wissens

51



Jahrgang
1927
Band
2

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

GUSTAV GLASEWALD
Buchhandlung
KÖSLIN
Hohetorstr. 34-8

1.57



BÜCHER VON SAMMLUNG

Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.50 (ausschließl. Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Zu Hause und in der Gesellschaft

Takt, guter Ton, Lebensart und Sitte

Von Laura Frost

6.—10. Auflage / Gebunden Rm. 4.50

Das Buch, aus dem Boden wirklicher Lebenserfahrungen herausgewachsen, strebt nach tieferer Begründung der Taktfragen, mit denen es sich beschäftigt. Der frostsche Wegweiser dürfte sich jungen Mädchen, die in das Leben hinaustreten, besonders nützlich erweisen. Aber auch die reife Frau, die zur Erzieherin berufene Mutter, wird den hübschen Band, der neben Mitbewährtem manche neue Anregung bietet, in ihrer Bücherei willkommen heißen.

Deutscher Reichsanzeiger, Berlin

Zu haben in allen Buchhandlungen

Rationelle Haarpflege

können Sie nur betreiben, wenn Sie die guten und die dabei außerordentlich preiswerten

Dr. Rumeys flüssigen Seifen benutzen.

Dr. Rumeys flüssige Teerseife

hervorragend. Haar-, Wasch- u. Pflegemittel, große Flasche nur 1,25 Mk., 3 Flaschen 3,50 Mk.

Dr. Rumeys flüssige Kamillenseife

für Blondhaar, große Flasche nur 1,25 Mk., 3 Flaschen 3,50 Mk.

Kölnisch Wasser Champoon

mild, reinigend, wohltuend, schützt vorzeitigem Ergrauen und Ausfallen der Haare. Bei Migräne erfrischend und wohltuend.

6 Pakete 1,00 Mk.

Versand gegen Nachnahme.

Ausführliche Preislisten kostenlos.

Chemisch-technische Gesellschaft

von Malotki & Co.

Berlin NW 40, Reichsstrand Ufer 1.

Gegen Magerkeit

gebrauche man stets nur unsere „Oriental-Kraft-Pillen“.

Sie bewirken in kurzer Zeit erhebliche Gewichtszunahme, blühendes Aussehen und schöne, volle Körperform (für Damen prachtvolle Büstel); stärken die Arbeitslust, Blut u. Nerven. Garant. unschädlich. **Hezil. empfohlen. Viele Dankschreiben.** 28 Jahre weltbekannt. Preisgekr. mit gold. Medaill. u. Ehrendipl. Preis Pack. (100 St.) 2,75 Mk. mit Gebrauchsanweis. Porto extra. (Postanweis. od. Nachn.)

D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H., Berlin W 20 416, Eisenacherstraße 16.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Der Radiobastler

Eine Anleitung zum Bau von Rundfunkempfangsgeräten und Amateurlisten unter Benutzung einfacher Hilfsmittel. Von Dr.-Ing. **Wag. W. Hausdorff** und Ing. **Wilhelm Schrage**. Mit einem Vorwort von Dr. Rudolf Potbar / Mit 182 Abbildungen / In Ganzleinen Rm. 6,50 **Ausführl. Prospekt kostenfrei**

Zu haben in allen Buchhandlungen



Die Prüfung bestanden!

Auch Sie können die Prüfung, ohne Ihren Beruf zu unterbrechen, durch die Fern- und Selbstunterrichtsbriefe der Methode Rustin bestehen. Die Unterrichtskurse sind: Abiturienten-Examen der Oberrealschule, des Realgymnasiums, des Gymnasiums, Reife für Obersekunda (früh. Einjährige), Deutsche Oberschule, Handelswissenschaften, Lyzeum, musikal. Bildung. — Wissenschaftl. gebildeter Mann, Geb. Kaufmann. — Mathematik, Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Latein, Griechisch, Landwirtschaftsschule, Staatsbürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Stenographie etc. — Berufsberatung bereitwilligst, Lehrproben zur Ansicht. Ihre schriftlichen Ausarbeitungen werden ständig durch unsern Fernunterricht beaufsichtigt und geprüft. Ebenso Vorbereitung zu technischen Prüfungen: Elektrotechnik, Maschinenbau, Hoch- und Tiefbau, Berg- und Hüttenwesen, Installation, Handwerk etc. Bequeme Monatszahlungen. Prosp. kostenlos.

Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam-H. 126.

Brotella

den, normalen Tätigkeit zurück.

macht alle Abführmittel überflüssig und führt den Darm wieder zu einer gesunden, normalen Tätigkeit zurück. Dr. med. Diehl.

Gesundung durch Brotella!

Es wird Sie sicherlich interessieren zu hören, daß ich persönlich mit Ihrem Brotella-mild einen geradezu staunenswerten Erfolg aufzuweisen habe. Seit 1913 litt ich an einer chronischen Magen- und Darmdyspepsie und Atonie, die ich trotz aller nur denkbaren Kuren in Bädern und Sanatorien nicht dauernd beheben konnte.

Nachdem ich etwa 8 Tage lang dreimal per Tag einen Teller Brotella zu mir genommen hatte, verspürte ich eine auffallende Besserung meiner Magenverdauung und meines Allgemeinbefindens, normalen Appetit, regelmäßigen wohlgeformten Stuhlgang, erheblich gesteigertes Wohlbehagen und Steigerung der Leistungsfähigkeit, ein besseres Aussehen, sogar ungestörter Schlaf trat bald ein, woran es zeitweise gänzlich gefehlt hatte.

Ich bin fest überzeugt, daß ich ohne Brotella meine Erkrankung nicht überstanden haben würde und daß Brotella mir das Leben gerettet hat. Mein heutiges Wohlbefinden verdanke ich ausschließlich dem Brotella. Allerdings habe ich keinen Tag ohne Brotella vorübergehen lassen und werde es nach wie vor weiter nehmen.

Ich habe also alle Ursache, Ihnen dankbar zu sein und werde Ihr Brotella, von dem ich auch seitens meiner Abnehmer durchweg nur Günstiges höre, jederzeit mit Nachdruck empfehlen. **Albert Pick, Apotheker.**

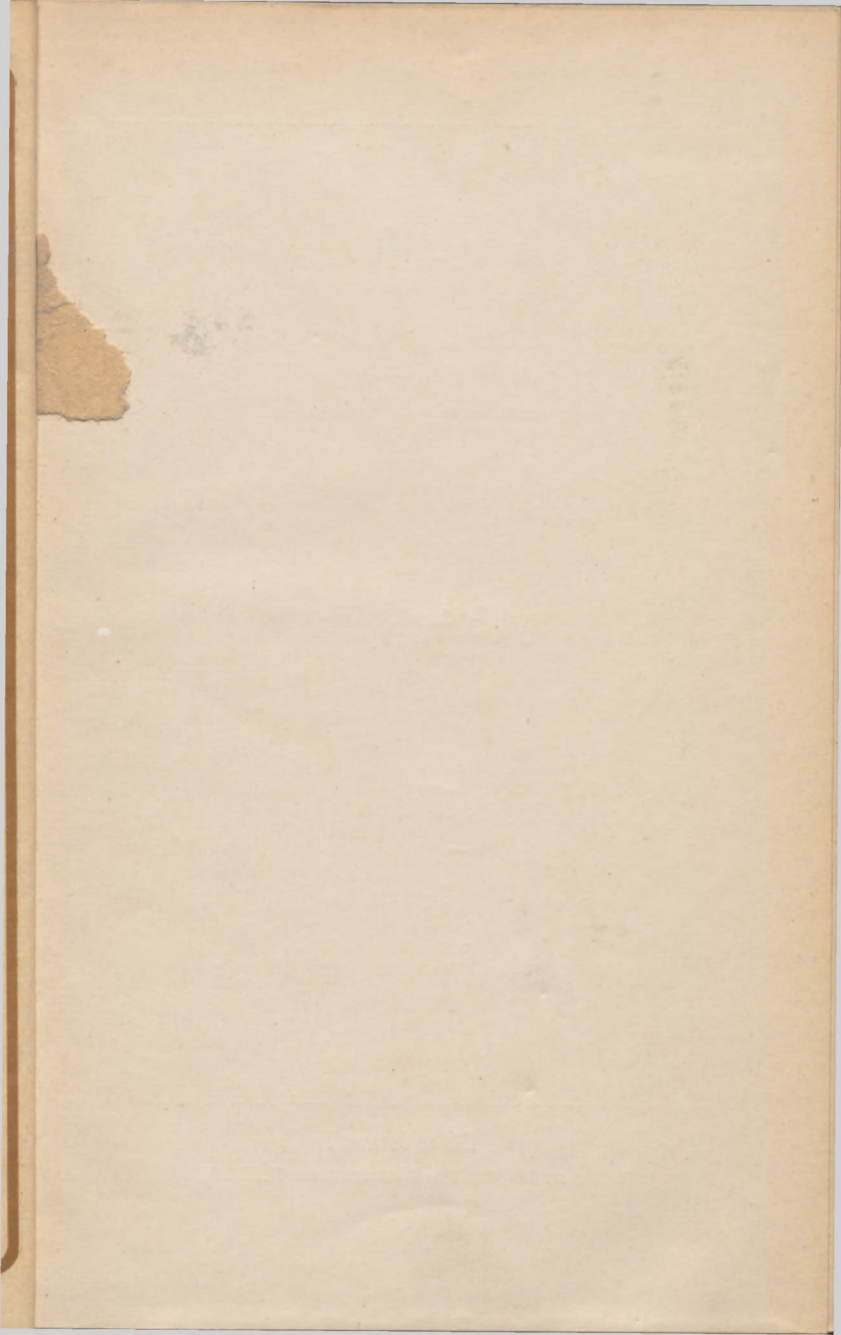


BROTELLA ist eine nahrhafte, wohlschmeckende Suppen-
speise aus Früchten, zum Frühstück und Abendessen,
für jung und alt zur Verjüngung des ganzen Ver-
dauungstraktus. Macht Brotella zu eurer Deutschen
Nationalspeise für die ganze Familie. Ihr werdet
Brotella dankbar sein.

Brotella-mild, Pfd. Mk. 1.40, **Brotella-stark**, Pfd. Mk. 2.—,
Spezial-Brotella für Korpulente, Pfd. Mk. 3.50,
für **Zuckerkranken**, Pfd. Mk. 3.50, für **Nervöse**, Pfd. Mk. 3.50,
Neues Brotella-Kochbuch 25 Pfg.

In Apotheken, Drogerien, Reformhäusern.

Wilhelm Hiller, Chem. u. Nahrungsmittel-Fabrik, Hannover.





Ob er kommt?

Nach einer künstlerischen Aufnahme von R. Wörching.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten sowie zahl-
reichen Illustrationen



2. Band / Jahrgang 1927

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
Berlin, Leipzig, Wien

013798



II

—

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Das Geheimnis der Mumie	
Erzählung von J. van Dam (Schluß)	5
Josephine Cajetan	
Roman von Margarete Ebert-Hofmann (Schluß)	47
Der Fall Wislizenus	
Roman von Otfried von Hanstein	76
Der Kaffee. Seine Gewinnung und Behandlung	
Von Hermann Radestock / Mit 12 Bildern	108
Herstellung von Klareis	
Von Ingenieur P. Max Grempe / Mit 1 Bild	129
Die Frau im Sportleben	
Bild	132
Ein Spaziergang in der Eingeborenenstadt von Shanghai	
Von Dr. Gerhard Venzmer / Mit 11 Bildern !	133
Alphornbläser	
Phot. J. Gaberell	149
Ultraviolettstrahlen als Helfer und Verräter	
Von Mayer-Sidd / Mit 4 Bildern	150
Ein Siourexianer als Maler	
Bild	161
Mit dem Speer gegen Löwen	
Afrikanische Erinnerungen von Alb. G. Krueger / Mit 9 Bildern	162
Auf frischer Tat ertappt!	
Nach einem Gemälde von E. Hartmann	174
Der Rückweg ins Leben	
Von A. Nora / Mit 4 Bildern von Photothek	175
Modellaunen	
Bild	183
Die Hamburger Schiffbauversuchsanstalt	
Von Alb. Rosin / Mit 3 Bildern	184

Die vermännlichte Frau in — China	
Bild	193
Unsere erste Preisaufgabe	
Mit 3 Bildern	194
Rajaranitempel zu Bhubaneschwara	
Bild	199

Mannigfaltiges

Grober Klotz — grober Keil	200
Übertrumpft	200
Was essen und trinken wir im Laufe des Jahres? / Mit Bild	201
Der isolierte Schnurhalter „Sieger“ für Anschlußleitungen	
Mit 2 Bildern	202
Garnierte Platten / Mit 2 Bildern	203
Wie Namen entstehen	205
Unbedacht	206
Unter Kollegen	207

Rätsel

Zweifilbig 46 / Bilderrätsel 75 / Anagramm 131 / Silberrätsel 131
Kryptogramm 160 / Frauenwunsch 182 / Rätsel 192

Vier Kunstblätter

Ob er kommt?

Nach einer künstlerischen Aufnahme von H. Börsching

Geheimnisvoll. „Horch! Ticktack, ticktack!“

(Phot. Franz Löwy, Wien)

Motiv aus Besigheim

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Dr. Löffler & Co.

Preisgekrönte Schönheiten. (Globophot.)

Das Geheimnis der Mumie

Erzählung von J. van Dam / Berechtigte Übersetzung aus dem Holländischen von Lucie Blochert-Glaser / (Schluß)

Etwas später sahen sie in der Ferne einen Trupp Reiter näher kommen. Sie ritten am Nil entlang, und John Grenham ahnte, als sie sich näherten, daß die Dahabiyah das Ziel war, nach dem sie suchten. Daß er richtig vermutet hatte, ergab sich bald aus der Haltung des Trupps. Die Reiter zügelten ihre Pferde, als die Dahabiyah näher gekommen war, und der Führer hob den Arm und gab ein Zeichen, daß das Schiff zum Ufer kommen solle.

Es waren vier Leute von der berittenen Militärpolizei, Eingeborene unter dem Kommando eines englischen Offiziers, der höflich salutierte, als die Dahabiyah am Ufer hielt.

„Ist das die Dahabiyah des Herrn George Russell aus Newyork?“ fragte der Offizier vom Pferd herab.

Russell verneigte sich und nannte seinen Namen.

„Sind Sie Doktor John Grenham?“ rief der Offizier. John bestätigte die Frage.

„Gut. Erlauben Sie, daß ich an Bord komme. Ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen.“

Er sprang vom Pferd und kam bald danach auf Deck des Schiffes.

„Es tut mir leid, daß ich Sie aufhalten muß, aber ich habe Befehl bekommen, Sie abzuwarten. Ich wußte, daß Sie im Lauf des heutigen Tages hier vorbeikommen würden. Sie müssen schon früh aufgebrochen sein.“

„Früher, als wir gestern abend beschlossen. Aber wir

hatten einen besonderen Grund dafür und wollten beim ersten Dorf anlegen, um dem Dorfoberhaupt oder der Polizei einige ernste Mitteilungen zu machen."

"Ah," sagte der Offizier. "Ist es Ihnen vielleicht möglich, weitere Einzelheiten über den Überfall in Ihrem Zimmer zu Luxor zu geben? Ich hörte, daß Ihr Gedächtnis teilweise gestört war."

John erwiderte: "Nein, darüber weiß ich auch jetzt nicht mehr, als ich in Luxor schon ausgesagt habe. Es hat sich jedoch heute nacht oder noch besser heute morgen ein ernstster Fall auf unserem Schiff ereignet. Der Hausmeister ist durch einen Unbekannten ermordet worden."

Der Offizier blickte überrascht und bestürzt auf.

"Ermordet sagen Sie? Das ist ein ernsthafter Fall. Ein Ägypter, vermute ich?"

"Ja. Er hieß Ahmed; den vollständigen Namen des Mannes weiß ich nicht. Wir haben, wie das üblich ist, die Dahabiyah mit sämtlichem Personal in Luxor gemietet."

"Richtig. Wollen Sie so gut sein, mir genaue Einzelheiten mitzuteilen?"

"Kommen Sie mit hinunter, Sir," ersuchte John. "Wir können dort ungestört sprechen."

Er ging dem jungen Offizier nach der Wohnkajüte voraus, in der sie Frau Russell trafen. Sie sah bleich aus; die düstere Mordtat und die rätselhaften Umstände hatten sie tief erschüttert. Der Offizier begrüßte sie mit höflicher Verbeugung.

Als sie alle Platz genommen hatten, berichtete John dem Offizier, was geschehen war. Der junge Mann hörte aufmerksam zu, stellte einige Fragen und notierte sich das eine und andere. Dann fragte er: "Haben Sie außerhalb der Dahabiyah gesucht?"

"Nein. Wie ich Ihnen schon sagte, war das Morgen-

licht noch schwach, und Nebel lagen über Land und Fluß; man konnte keine zehn Meter weit sehen. Unter diesen Umständen war es unmöglich, nach dem Mörder zu suchen, vielleicht auch nicht ungefährlich.“

„Kann er sich an Bord versteckt haben?“

„Nein, denn kurz nachdem wir an Deck gekommen waren, erschien das ganze Personal, das das Geschrei des Abbas gehört hatte. Von diesem Augenblick an ist niemand mehr zu Bett gewesen. Wenn der Mann sich an Bord befunden hätte, würde er nicht unbemerkt geblieben sein.“

„Haben Sie am Ufer nach Spuren gesucht?“

„Gewiß, aber wir konnten nichts finden. Es waren viele Spuren im Sand, denn wir selbst waren gestern abend von Bord gegangen, um uns ein wenig Bewegung zu machen; auch einige unserer Diener sind gestern abend an Land gewesen. Zwischen all den durcheinanderlaufenden Spuren vermochten wir keine besondere zu finden. Es ist außerdem möglich, daß der Mann in einem Boot gekommen war und damit wieder davonfuhr, und daß er so leise ruderte, daß wir ihn nicht hören konnten. Vielleicht ist er über den Fluß geschwommen. Auch könnte er im Morgennebel eine Weile durch das Wasser am Ufer entlanggelaufen sein, um keine Spuren zu hinterlassen. In diesem Falle wäre denkbar, daß er erst ein Stück weiter an Land gegangen ist. Der Nebel begünstigte ihn bei allem. Wenn es heller gewesen wäre, würde er uns wohl nicht entkommen sein.“

„Er hat die Zeit mit Überlegung gewählt,“ sagte der Offizier. „Er konnte längst wieder fort sein, bevor es heller geworden war. Es scheinen ebensowenig Anhaltspunkte vorhanden zu sein wie bei ein paar anderen Fällen, die sich dieser Tage ereignet haben. Sie wissen

vielleicht noch nicht, daß ein großer Diebstahl auf der Dahabiyah des Herzogs und der Herzogin von Parkminster verübt worden ist?"

„Wir haben den Bericht in einer der Zeitungen gelesen.“

„So, das wissen Sie? Dann wissen Sie vielleicht auch, daß man in der Nähe von Luxor, am jenseitigen Ufer des Flusses, zwei Araber ermordet gefunden hat?“

„Nein, davon wußten wir noch nichts. Wann ist das geschehen?“

„Man hat die Leichen Mittwoch mittag, also vorgestern, gefunden. Es war Zufall, daß eine Gruppe von Touristen aus Luxor, die einen Ausflug durch die Wüste in der Richtung der Libyschen Hügel unternahmen, die Leichen fanden. Die Männer müssen überrascht oder überfallen worden sein. Ihre Schädel sind mit irgend einer Waffe buchstäblich eingeschlagen worden.“

John sah den Offizier mit merkwürdigem Ausdruck an.

„Das gleicht offenbar dem Unfall, den ich erlitten habe.“

„So ist es! Aber in Ihrem Fall hat der Mörder anscheinend nicht Zeit genug gehabt, seine Tat zu beenden; er mußte flüchten, bevor er den tödlichen Hieb führen konnte. Die Polizei ist der Meinung, daß es sich in beiden Fällen um den gleichen Täter handelt. Das scheint auch mit der Zeit übereinzustimmen. Nach der Erklärung des Arztes müssen die beiden Araber Dienstag gegen Abend oder Dienstag nacht getötet worden sein. Und der Anschlag auf Sie wurde in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch verübt, nicht wahr?“

„Richtig.“ John sah bleich aus, und seine Augen blickten unruhig. „Wo fand man die Leichen?“

„Jenseit des Flusses, ungefähr dreiviertel Stunden vom Fluß entfernt.“

„Waren es Scheiks, angesehene oder reiche Männer?“

„Nein! Das läßt die Morde so unbegreiflich erscheinen. Es müssen ein paar einfache, arme Araber gewesen sein, die Geld zu verdienen suchten, indem sie Touristen als Führer dienten. Vielleicht werden Sie diese Männer in Luror gesehen haben. Einer von ihnen hatte, wie man mir berichtete, von früheren Kämpfen her noch ein Merkmal zurückbehalten; von seinem linken Ohr fehlte die obere Hälfte.“

„Ja,“ sagte John, „den Mann sah ich einmal. Man hat ihn ermordet?“

Er wurde blaß.

„Sie sehen auffallend bleich aus,“ sagte der Offizier.

„Ich gebe zu, daß dieses Unglück mich erregt. Sie brauchen sich darüber nicht zu wundern. Es würde Ihnen selbst auch einen Stoß geben, wenn Sie hörten, daß möglicherweise der gleiche Mensch, der Sie überfallen hat, kurz zuvor oder bald nachher zwei andere Menschen totgeschlagen hat, und ich höre das, nachdem ich einige Stunden vorher einen anderen Mord entdeckte, hier auf unserem Schiff. Das ist genug, einen Menschen aus dem seelischen Gleichgewicht zu bringen. Man könnte glauben, ein Verbrecher habe es auf unser Leben abgesehen.“

Er stand auf und ging hin und her, sich Schweißtropfen von der Stirn wischend.

„Ich begreife das sehr gut, Herr Grenham,“ sagte der Offizier. „Die Polizei hat über den Fall telegraphisch nach Kairo berichtet, und es ist Befehl gekommen, die Vorgänge ernstlich zu untersuchen. Ich erhielt den Auftrag, mit Ihnen zu sprechen. Wir wußten bisher noch nichts von der Ermordung Ihres Hausmeisters; meine

Absicht war nur, Sie zu fragen, ob Sie sich inzwischen an den Vorfall in Ihrem Zimmer erinnern. Darüber können Sie mir also nichts Näheres mitteilen?"

„Leider nicht. Die Erinnerung daran ist aus meinem Gedächtnis gelöscht.“

„Befand sich etwas in Ihrem Zimmer, das einen Dieb anlocken konnte?"

„Nein.“

„Man fand Sie vor einer Kiste liegend, die in Ihrem Zimmer stand. Kann der Dieb etwas darin gesucht haben?"

„Ich wüßte nicht was. Sie enthält allerlei Andenken an unsere Reise durch Aegypten. Es kann sein, daß der Mann in ihr herumstöberte, aber er fand nichts, denn es fehlte nichts. Er entwendete überhaupt nichts, wie Sie wissen. Vermutlich bin ich wach geworden, als der Mann in mein Zimmer gekommen war.“

„Es scheint so. Sie haben weiter keine Vermutung?"

„Nicht die geringste. Soweit ich mir den Vorgang erklären kann, muß es ein gewöhnlicher Dieb gewesen sein, der durch das offene Fenster kletterte.“

„Gewiß, das ist das wahrscheinlichste. — Nun möchte ich Ihr Personal verhören. Vor allem den Mann, der heute morgen die Leiche des Hausmeisters an Deck gefunden hat.“

„Gut. Kommen Sie mit mir; ich werde Sie zu den Leuten bringen.“

Während der Offizier Abbas und das andere Personal verhörte, blieben John und sein Schwager ein wenig zurück.

John sah bleich aus und benahm sich anders als gewöhnlich. Einige Male schien er seinem Schwager etwas sagen zu wollen, aber immer wieder hatte er sich bezwungen. Schließlich schien ihm das nicht mehr zu ge-

lingen. Er stieß Russell an und sagte leise: „George, die zwei Araber, die ermordet wurden . . .“

„Was ist mit ihnen? — Kanntest du die Leute?“

„Ja. Es waren die zwei Männer, die mir die Mumie brachten.“

Russell sah ihn erschreckt an.

„Großer Gott!“ flüsterte er. „Was für ein Teufelswerk ist das!“

In Kairo erfuhr Doktor Grenham, daß der Dampfer „Prinzeß Royal“ in acht Tagen Port Said passieren würde, auf dem Wege nach Southampton. Wohl würden noch ein paar andere Schiffe vorher abfahren, aber es war kein Platz mehr auf diesen Booten. Ein französisches Schiff wollte er nicht nehmen, weil sie dann nur bis Marseille kommen konnten; außerdem stehen die französischen Boote in jeder Hinsicht den englischen oder holländischen nach.

So blieben ihnen also ungefähr sieben Tage Zeit für Kairo. Sie waren schon, bevor sie den Nil aufwärts fuhren, dort gewesen, aber Kairo ist und bleibt eine der anziehendsten Städte des Orients. Sie ist ein geistiges Zentrum des Islams, die politische und eigentliche Hauptstadt Ägyptens und außerdem der Mittelpunkt des Handels mit Oberägypten, dem Sudan, Arabien und Nubien. Die Mohammedaner besitzen ein paar hundert Moscheen. Christen verfügen über zahlreiche Kirchen, und auch an Juden fehlt es nicht. Für den Islam ist die Mohammedanische Hochschule errichtet, wodurch die Stadt in den Augen der Nachfolger des Propheten noch ein besonderes Gepräge erhält. Der König von Ägypten residiert hier, aber auch der englische Vertreter, der immer noch der mächtige Mann im Lande ist. Wie jede moham-

medanische Stadt hat Kairo seinen großen Basar, wo man den lebendigsten Eindruck von orientalischem Handel und Wandel erhält. Kein Fremder, der nach Kairo kommt, wird versäumen, den Basar zu besuchen.

Herr und Frau Russell suchten in Kairo anderes als John Grenham. Sie wurden von dem farbigen Bilde gefesselt; Grenham forschte tiefer und versuchte, das Volk kennenzulernen. Viele Stunden verbrachte er im altägyptischen Museum. Gemeinsam gingen sie noch einmal nach der alten Zitadelle mit der großen Moschee von Mehemed Ali, wanderten durch die neuen Stadtviertel und besuchten die großen mohammedanischen Kirchhöfe. Und sie fuhren von neuem nach den großen Pyramiden von Gizeh, den riesigen Grabdenkmälern der alten ägyptischen Pharaonen.

In einem erstklassigen europäischen Hotel hatten sie Zimmer gemietet, und die Holzkiste mit der Mumie stand sicher verschlossen nebst einer Anzahl ihrer Koffer in einer der Abteilungen des Gepäckdepots des Hotels. Dieses Depot beaufsichtigte ein besonderer Angestellter, unter dessen Befehlen ein paar Hoteldiener standen, die das Gepäck von und nach der Station holten und brachten, benötigte Koffer aus dem Depot nach den Hotelzimmern schafften und alle Arbeiten verrichteten, die damit im Zusammenhang standen. Dieses waren Eingeborene, die nicht im Hotel wohnten. Sie waren, so wie alle Orientalen, auf Trinkgeld erpicht, aber ihre Arbeit für das Hotel zwang sie zu größerer Bescheidenheit und Selbstbeherrschung als die freien Führer, Träger und Helfer in Kairo, die durch ihre Aufdringlichkeit und unbegrenzte Frechheit dem Fremden den Besuch der Merkwürdigkeiten von Stadt und Umgebung zuweilen zur unerträglichen Qual machen können.

Es war am zweiten Tage des Aufenthalts der amerikanischen Touristen in Kairo, als einer der zwei Gepäckdiener am Morgen nicht auf seinem Posten erschien. Abdullah, so hieß er, war sonst ein treuer Diener, der nie fehlte. Gemäß den Geboten des Propheten mied er Wein und alle anderen berausenden Getränke. Das ist nicht bei allen Mohammedanern der Fall. Besonders nicht bei Angehörigen der niedrigen Volksklasse, die durch ihre Arbeit viel mit Europäern in Berührung kommen. Wäre es nicht Abdullah gewesen, würde man im Hotel an einen allzu feuchten Abend gedacht haben, dem ein übler Tag gefolgt war. Aber bei Abdullah war das nicht anzunehmen.

Die Hoteldirektion erwartete, daß er noch kommen oder daß Nachricht von ihm kommen würde. Man wußte übrigens nicht, wo Abdullah zu suchen sei. Er war nicht verheiratet und führte keinen Haushalt, wohnte bald hier, bald da, bei kleinen Händlern oder in billigen mohammedanischen Karawansereien. Man kannte im Hotel seinen letzten Wohnort nicht, und polizeilichen Wohnungsnachweis gibt es in orientalischen Städten nicht. Schließlich macht man in einem großen internationalen Hotel einer Stadt wie Kairo sich nicht viel Sorge um einen eingeborenen Gepäckdiener. Arbeitsübereinkünfte, Kontrakte, Kündigungstermine sind Dinge, die außerhalb der Sphäre des Orientalen liegen. Er arbeitet oder er träumt; er kommt oder er bleibt weg. Für jeden, der wegbleibt, bieten sich zehn andere an. Jeder geht seinen eigenen Weg und kümmert sich nicht um den anderen.

Abdullah blieb weg. Es war Hochsaison; Reisende kamen und gingen. Die Abwesenheit des Gepäckdieners machte sich fühlbar, und der Chef des Bagagedepots stellte vorläufig einen anderen auf Abdullahs Platz.

Am zweiten Tage nach Abdullahs Abwesenheit schlich sich ein Mann scheu und verlegen in das Hotel. Er fragte den Portier unter tiefen Verbeugungen und großer Höflichkeit nach Abdullah. Der Portier, im Bewußtsein seiner uniformierten Würde, verwies ihn von oben herab an den Chef des Bagagedepots. Dort wiederholte der Mann seine Verbeugungen, rief Allahs tausendfältigen Segen auf das Haupt des „hohen Herrn“ und bat um die hohe Gnade, ein paar Worte mit Abdullah sprechen zu dürfen.

Der Chef sah ihn neugierig an.

„Abdullah ist nicht da. Er ist seit vorgestern nicht mehr hier gewesen.“

Der fremde Mann erschrak.

„Allah Akbar! Abdullah ist nicht hier?“

„Nein.“

„Ist er auch gestern nicht hier gewesen?“

„Nein.“

Der Mann hob die Hände zum Himmel.

„Allah Kerim! Ich bin ein geschlagener Mann!“

Der Chef blieb unbewegt. Er kannte die übertriebene Ausdrucksweise.

„Allah steh' mir bei! Welch ein Unglück, Welch ein Geschick! Oh, warum hab' ich das Tageslicht erblicken müssen, um so geschlagen zu werden? Allah, Allah!“

Der Chef sah den Klagenden von oben herab an. „Was willst du denn? — Weißt du etwas über Abdullah?“

„D'rhabener Effendi, Abdullah hat mich noch für zwei Wochen zu bezahlen. Und wie wird er mich bezahlen, wenn er nicht bei mir ist und wenn er auch hier nicht ist? — Wo werde ich ihn finden? — Wie werde ich je über diesen Schlag hinwegkommen? O unglückseliger Sohn einer unglücklichen Mutter!“

Der Chef begann zu begreifen.

„Wie heißt du?“ fragte er lässig.

„Man nennt mich Mahmud Ibrahim, erhabener Effendi. Aber nicht lange mehr wird man mich . . .“

„Wohnte Abdullah bei dir?“

„Er wohnte unter dem Dach meiner Karawanserei, erhabener Effendi. Es ist nur ein bescheidenes, einfaches Haus. Allah möge es behüten — aber es gibt kein besseres und kein . . .“

„Wo liegt dein Haus?“

„Es liegt dort, erhabener Effendi“ — er machte eine unbestimmte Bewegung, um die Richtung anzudeuten — „nicht weit von der Großen Mauer, und es ist berühmt, um . . .“

„Wie lange wohnte Abdullah bei dir?“

„Ich kann es nicht genau sagen, erhabener Effendi, aber ich denke, daß seit seinem Kommen der Mond zweimal voll gewesen ist, ich weiß jedoch ganz genau, daß er noch zwei Wochen . . .“

„Ist er denn von dir fortgezogen?“

„Er ist weggegangen, großer Effendi, und nicht mehr zurückgekommen. In zwei Wochen . . . Allah, zwei Wochen muß ich noch . . .“

„Warum hast du ihn denn wegziehen lassen?“

„Allah Akbar! Er ist nicht weggezogen.“

„Und du sagst, daß er weggegangen ist!“

„So ist es, mächtiger Effendi. Er ist nicht weggezogen, er ist nur fortgegangen. Ich dachte, er würde in einer Stunde wiederkommen, aber er ist noch nicht zurückgekehrt. Und darum, o erhabener Herr, habe ich gewagt, herzukommen, weil ich dachte, Abdullah hier zu finden. Und siehe, er ist nicht hier! Er ist nicht hier! Und er muß mir zwei Wochen, zwei volle Wochen bezahlen. Allah Kerim, ich bin ein geschlagener Mann!“

Er hob Augen und Hände hoffnungslos zum Himmel.

„Das ist kurios,“ sagte der Chef leise. In seinem Hirn begann der Gedanke zu tagen, daß hinter diesen Klagen mehr stecken könnte als das Geld für zwei Wochen, das Abdullah dem Mann schuldete.

„Sollte Abdullah ein Unglück widerfahren sein?“ fragte er den Besitzer der einfachen, aber besten Karawanserei Kairo's.

„Allah ist groß! Wie kann Euer niedriger Diener das wissen, erhabener Effendi? Alles, was er gewiß weiß, ist, daß Abdullah ihm noch zwei volle Wochen . . .“

„Erzähl' mir genau, wann Abdullah weggegangen ist. Aber genau, verstehst du?“

Mahmod Ibrahım verbeugte sich bis zur Erde.

„Allah segne Euer Haupt und Euer Herz, großer Effendi. Würde der mächtige Effendi mir helfen können, um die zwei Wochen . . .“

„Wenn du mir alles genau erzählst, werde ich sehen, was ich tun kann.“

Mahmod verneigte sich abermals.

„Möge der allmächtige Allah Euch mit tausendfachem Segen . . .“

„Gut. Nun aber sprich! Schnell!“

„Ich spreche schon, erhabener Effendi. Vorgestern abend, o großer Herr, sagte Abdullah beim Abendessen, daß Allah ihm gnädig gewesen wäre; er habe einen Fremdling auf seinen Weg gesandt, der ihm für diesen Abend ein gutes Backschisch versprochen hätte. Der Fremdling, so sagte er, hätte ihn am Nachmittag auf der Straße angesprochen und ihn gefragt, ob er in Kairo gut Bescheid wüßte. Darauf hatte Abdullah geantwortet, daß niemand in Kairo die Wege so gut kenne wie er. Und dann hatte der Fremdling ihn gefragt, ob er ihn

nach dem Abendessen nach dem großen Kirchhof außerhalb der östlichen Stadtmauer würde bringen können; er würde ihm ein gutes Stück Geld geben. Abdullah hat dem Fremdling gesagt, daß er ihn gern nach dem Kirchhof bringen würde. Das war vorgestern abend, o großer Effendi. Und sieh, Abdullah ist seitdem nicht mehr zurückgekehrt. Er muß mir noch zwei Wochen bezahlen, aber wie werde ich das Geld bekommen, wenn Abdullah nicht mehr zurückkehrt? Oh, ich bin ein geschlagener Mann, wenn der mächtige Effendi mir nicht helfen will, um die zwei Wochen . . .“

„Halte einen Augenblick deinen Mund.“

Mahmod Ibrahim verbeugte sich und schwieg.

Der Chef dachte eine Weile nach. Dann fragte er:

„Ist das alles, was du weißt?“

„Alles, mächtiger Effendi.“

„Hast du diesen Fremden gesehen?“

Mahmod Ibrahim hob die Hände empor.

„Wie konnte ich ihn sehen, Effendi, wenn Abdullah ihn vor der Moschee von Dmar treffen sollte?“

„Das ist wahr. Weißt du, ob jemand anders Abdullah noch mit diesem Fremden gesehen hat?“

„Ich weiß es nicht, mächtiger Effendi.“

„Hat niemand Abdullah nach dieser Zeit mehr gesehen?“

„Niemand, o großer Herr. Darum dachte ich, daß er vielleicht hier sein würde, Effendi.“

„Nein; er ist nicht mehr hier gewesen, seit er vorgestern am späten Nachmittag fortgegangen ist. Ich weiß ebenso wenig, wo er ist, wie du.“

Mahmod Ibrahim richtete die Augen zum Himmel.

„Allah Kerim! Dann werde ich also die zwei Wochen . . .“

„Warte hier! Ich komme gleich wieder.“

Der Chef des Bagagedepots verließ sein kleines Büro, um den Hoteldirektor um Rat zu fragen.

Nach einer Weile kam er zurück.

„Wir werden die Polizei benachrichtigen. Du wirst heute oder morgen wohl mehr davon hören.“

Mahmod Ibrahim verbeugte sich bis in den Staub.

„Und die zwei Wochen, o mächtiger Effendi?“

„Die mußt du von Abdullah verlangen.“

„Aber wo ist er, großer Herr?“

„Die Polizei wird es schon ausfindig machen. Salem!“

Mahmod Ibrahim, der Besitzer der besten Karawan-
serei Kairo's, schien tief niedergeschlagen und enttäuscht.
Er zögerte noch, aber die Haltung des unbarmherzigen
Chefs war deutlich genug.

Er verbeugte sich.

„Allah möge Euch beschützen, o mächtiger Effendi.
Salem Meikum!“

Und indem er sich fortwährend verneigte, verließ er
rückwärtsgehend den Raum.

Der Besuch Mahmod Ibrahims hatte ein neues Licht
auf das Verschwinden Abdullahs geworfen. War eine
Missetat geschehen? — War ihm ein Unglück wider-
fahren? — Warum war er nicht von dem Ausflug nach
dem großen mohammedanischen Kirchhof zurückgekehrt?
— Wo war er geblieben, und wer war der Fremde ge-
wesen, der ihn nach dem Weg zum Kirchhof gefragt
hatte?

Die Hoteldirektion unterrichtete die Polizei über diesen
Fall mit dem Ergebnis, daß ein intelligenter ägyptischer
Beamter zuerst im Hotel und dann in der Karawan-
serei von Mahmod Ibrahim erschien. Der Besitzer der besten

Karawanferei von ganz Kairo — ein schmutziges, verwahrloftes, unordentliches Haus, in dem es greulich stank — konnte dem Polizisten nichts anderes erzählen, als was er dem Bagagechef im Hotel gesagt hatte. Er jammerte und klagte über die zwei Wochen Miete, die Abdullah ihm noch bezahlen müsse, und daß er über diesen Verlust in Jahren nicht hinwegkommen könne. Der Polizist ließ ihn jammernd allein und begann eine Untersuchung. Das Ergebnis war gering. Zwei Menschen schienen Abdullah an diesem Abend gesehen zu haben. Ein Bettler vor der Moschee Smars hatte bemerkt, wie ein Mann mit schwarzem Bart, gut gekleidet, ein Ägypter oder Araber, auf ihn zugegangen war und dann mit ihm weggegangen sei. Ein anderer hatte die beiden Männer dicht bei der Stadtmauer gesehen, an der der große Friedhof liegt. Es war demnach wahr, daß Abdullah einen Fremden nach dem Friedhof geführt hatte. Aber weiter entdeckte man nichts. Niemand hatte Abdullah nach dieser Zeit mehr gesehen.

Die Polizei begann dann auf dem ausgedehnten Friedhof nach Spuren zu suchen. Und da es je länger, desto mehr schien, daß ein Verbrechen geschehen sein konnte, nahm man die Untersuchung auf dem Kirchhof gründlich und genau vor. Da stellte sich heraus, daß die Vermutung einer Missetat begründet war.

An einem verborgenen Platz, auf den die Aufmerksamkeit der Suchenden wegen des lockeren Bodens gefallen war, fand man die Leiche des unglücklichen Abdullah eingescharrt. Seine Gehirnschale war durch ein paar heftige Schläge zerschmettert. Der Fremde, den er am Abend nach dem Friedhof geleitet hatte, mußte ihn dort, nachdem es dunkel geworden war, getötet und seine Leiche begraben haben. Nun blieb noch die Frage: Wer

war der Fremde, und aus welchem Grunde konnte er einen armen Schlucker, wie Abdullah, ermordet haben?

Weder die Polizei noch die Hoteldirektion fanden Antwort auf diese Frage.

Abdullah besaß keine Feinde. Geld oder Gut besaß er nicht. Wie war dieser abscheuliche Mord zu erklären?

Am gleichen Tag, an dem die Polizei die Leiche Abdullahs gefunden hatte, empfing der Direktor des großen Hotels in ehrerbietiger Haltung in der Halle eine Anzahl vornehmer Gäste; es waren der Herzog und die Herzogin von Parkminster mit ihrem Anhang.

Die Herzogin hatte nach dem Diebstahl ihrer Juwelen alle Freude an der Fahrt auf dem Nil verloren. Ihren dringenden Wunsch erfüllend, hatte ihr Gemahl die Reise abgebrochen, und die Dahabiyah war wieder nilabwärts gefahren. In Kairo hatte die Gesellschaft das Wohnschiff verlassen und Wohnung in dem Hotel genommen, in dem sich Herr und Frau Russell und Doktor John Grensham seit einigen Tagen aufhielten. Mit einer gewissen Neugierde, gemischt mit ein wenig Neid, hatten die drei Amerikaner die britischen Aristokraten ankommen sehen. Amerika ist ein „freies Land“, und jeder Amerikaner ist ein freigeborener Bürger. Grafen, Barone, Herzoge kennt Amerika nicht, auch keine Ritterorden oder Verdienstkreuze. Es ist das Land der wahren Demokratie, so behaupten sie, und kein Adel tyrannisiert da den freien Bürger. Und trotz alledem ist der Amerikaner bei seinem Besuch in Europa erpicht auf die Bekanntschaft mit einem echten Earl oder Duke, und der millionenschwere Fabrikant von Corned Beef aus Chicago oder der Eisenbahnkönig, der seine Karriere als Laufjunge begann, sind nicht glücklicher, als wenn ihre Töchter Mitglieder des

„morschen“ britischen Adels heiraten und auf ihren Visitenkarten eine fünf- oder siebenzackige Krone prunkt.

Die Briten benahmen sich korrekt, aber zurückhaltend. Der Herzog verbeugte sich vor Herrn und Frau Russell, als er zufällig einmal mit ihnen zusammen in den Fahrstuhl trat. Und die Herzogin hatte John Grenham mit einem Lächeln gedankt, als er ihr an einer der Terrassentüren den Vortritt ließ. Aber weiter kamen sie nicht. Weder John Grenham noch der joviale Bankier aus Newyork hatten den Mut, eine Konversation zu versuchen, mit Bemerkungen über das Wetter oder die Sehenswürdigkeiten der Stadt Kairo. Der Bankier behielt sogar seine Zigarre in der Hand, solange er mit dem Herzog von Parkminster im Fahrstuhl stand.

„Da sieht man wieder einmal die englische Bornehmheit,“ brummte Russell nachher. „Wenn in Amerika sich zwei Menschen treffen, nachdem sie beide ein paar Abenteuer erlebt haben, die miteinander in Verbindung zu stehen scheinen, dann würden sie darüber bei der ersten Begegnung miteinander sprechen. Hier verbeugen sie sich, sagen guten Morgen und gehen ihres Weges. Komisches Volk!“

Worauf seine Frau ihn aufmerksam machte, daß die Engländer vielleicht noch nichts von dem wüßten, was sie erlebt hatten, und daß der Herzog jedenfalls ihren Gesichtern nicht hatte ansehen können, daß sie Herr und Frau Russell wären.

Es ging lebhaft zu im Hotel. Viele Gäste waren da, und der einzelne verschwand in der Menge. Der Direktor des Hotels hatte mit vieler Mühe erreicht, daß über das Verschwinden Abdullahs und den unheimlichen Fund auf dem Kirchhof nichts bekannt wurde und daß der Ermordete ein Angestellter des großen Hotels gewesen

war. Er wollte seinen Gästen die unangenehme Empfindung ersparen und jeden Schaden für den Ruf des Hotels vermeiden. Der Mord an dem armen Abdullah hatte zwar nichts mit dem Hotel zu tun; dennoch ist es für einen Hotelgast nicht angenehm, zu hören, daß einer der Angestellten auf geheimnisvolle Art umgebracht wurde. Es gibt Menschen mit lebhafter Phantasie, die aus einem solchen Geschehnis allerlei Möglichkeiten für sich selber ableiten. So wußte also keiner der Gäste, daß einer der Gepäckträger vor einigen Tagen auf einen Kirchhof gelockt und dort ermordet worden war.

Am Abend des Tages, an dem der Herzog von Parkminster mit seiner Gattin und ihren Gästen in das Hotel gekommen war, sollte der Ruf des Hotels einer neuen Probe unterworfen werden.

Es war lange nach Mitternacht, als einer der Hotelgäste von einem Besuch bei einem Beamten der britischen Gesandtschaft zurückkehrte. Der Gast war Mister Horace Beechespool aus Walton on Thames. Er war ein Mann von fast siebenzig Jahren, aber noch so rüstig und lebendig wie ein Fünfziger. Er hatte keinen leichten Wirkungskreis gehabt; mehr als vierzig Jahre war er Mitglied des Polizeikorps von Birmingham, und die letzten fünfzehn Jahre davon Chef der Polizeirecherche gewesen. Ohne daß man ihn nun etwa mit dem Chef der Londoner Scotland-Yard vergleichen konnte, hatte er in der riesigen englischen Fabrikstadt Erfahrungen gemacht, die ihn zu einer der besten Kräfte des Landes stempelten. Seit ein paar Jahren war er pensioniert und wohnte in einem lieblichen Dorf am Ufer der Themse, und augenblicklich war er in Kairo, wo er noch ein paar Tage zu bleiben gedachte, um dann weiter südwärts zu reisen. Ein alter Freund und Studiengenosse von ihm, der einen Posten

bei der britischen Gesandtschaft in Kairo begleitete, hatte ihn für diesen Abend zum Diner gebeten, und es war ziemlich spät geworden, bevor Herr Beechespool wieder ins Hotel zurückkam.

Der Nachtportier hatte ihm geöffnet. Beechespool hatte die Halle zur Hälfte durchschritten, als er irgendwo ein dumpfes Geräusch hörte. Es war ein Fall, ein Schlag, ein kurzes Gepolter, das aus dem Bagagedepot kam. Herr Beechespool achtete nicht darauf und stieg die Treppe empor. Als er an die Treppenbiegung kam, sah er, wie der Nachtportier unbeweglich in der Halle stand und erstaunt in die Richtung des Bagagedepots schaute. Herr Beechespool blieb stehen.

„Ist da etwas geschehen?“ rief er dem Portier zu.

„Ich weiß es nicht, Herr. Ich glaubte, daß ich etwas im Bagagedepot gehört hätte.“

„Ist jemand drinnen?“

„Nein, Herr, das Depot ist geschlossen. Vielleicht ist ein Koffer umgefallen oder von einem anderen Koffer heruntergeglitten. Es wird wohl nichts zu bedeuten haben.“

„Möglich,“ sagte Beechespool und gähnte.

Er sah, wie der Portier nach seiner Loge ging und ein Schlüsselbund nahm. Mit dem Schlüsselbund ging er auf die Tür des Bagagedepots zu, suchte den passenden Schlüssel heraus, steckte ihn in das Schloß und öffnete die Tür.

Der pensionierte Polizeidetektiv zögerte. Er sehnte sich nach seinem Bett, aber er wollte doch noch warten, bis der Portier wieder herauskam. Er hörte das Einschalten des elektrischen Lichts, aber er konnte von seinem Platz aus das Depot nicht sehen. Er hörte die Schritte des Portiers auf dem steinernen Boden dumpf widerhallen.

Dann blieb es still. Er meinte noch mal ein unbestimmtes Geräusch zu hören. Danach einen harten, krachenden Ton, kurz und heftig, gefolgt von einem dumpfen Schlag.

Nun ging er die Treppe wieder hinunter und eilte nach dem Bagagedepot. Die Tür stand weit offen.

„Verdammt!“ sagte er. „Zu spät!“

Der Hoteldirektor schloß mit den Worten: „Herr Beechespool, ich will Ihnen in allem entgegenkommen und all ihre Wünsche erfüllen, wenn Sie zustimmen, die Sache geheimzuhalten.“

Der Herr mit dem silbergrauen Haar und den scharfen Augen warf seine Zigarette in die Aschenschale.

„Ich kann Ihnen nichts versprechen,“ erwiderte er kühl. „Sie haben bei dieser vertrackten Geschichte schon viel zu viel an Ihre eigenen Interessen gedacht. Es ist nicht eine Angelegenheit, die Sie oder Ihr Hotel allein angeht. Ich bin der einzige, dem Sie bis jetzt zugegeben haben, daß vor zwei oder drei Tagen ein Gepäckträger Ihres Hotels unter geheimnisvollen Umständen ermordet wurde. Sie haben dafür gesorgt, daß in den Zeitungsberichten von dem Dienstverhältnis des Ermordeten zu Ihrem Hotel nichts gemeldet wurde. Das ist sehr angenehm für Sie, aber wissen Sie, ob die Polizei mit ihrer Untersuchung nicht vielleicht weiter gekommen wäre, wenn in den Blättern gestanden hätte, daß der ermordete Abdullah ein Gepäckträger dieses Hotels war? — Es wird wohl sicher Menschen geben, die den Mann als Ihren Angestellten kannten, aber seinen Namen nicht wußten. Es ist gar nicht unmöglich, daß man mehr Fingerzeige bekommen hätte, wenn die Zeitungen die Wahrheit gemeldet hätten. Sie haben Ihre eigenen Interessen dem größeren Interesse, daß die Ermordung des armen

Abdullah aufgeklärt wird, vorgehen lassen. Und nun würden Sie es am liebsten sehen, daß von dem Geschehen der heutigen Nacht wieder nichts bekannt werde. Ich kann Ihnen nichts versprechen, Herr!“

Der Hoteldirektor fühlte sich anscheinend wenig behaglich.

„Ich bitte nur darum, Herr Beechespool, daß nicht mehr davon bekanntgegeben wird, als nötig ist. Ich gebe zu, daß mein Ersuchen Ihnen egoistisch erscheinen muß, aber Sie begreifen gewiß, welche Folgen diese Angelegenheit für das Hotel haben kann? — Erst wird ein Gepäckträger unseres Hotels unter rätselhaften, noch nicht aufgeklärten Umständen ermordet. Ein paar Tage später hört der Nachtportier irgendwo ein verdächtiges Geräusch. Er geht ihm nach und wird einen Augenblick später bewußtlos mit einer blutenden Kopfwunde gefunden. Scheinbar wurde ein Einbruch in das Bagagedepot versucht. Man fand die Schlösser einiger Verschlüsse beschädigt und die Koffer in Unordnung, obwohl nichts vermißt wird. Der Einbrecher ist durch das Fenster entflohen, vor dem er die Eisengitter aufgebrochen hat. Was glauben Sie, Mister Beechespool, würde dies alles zur Folge haben, wenn es bekannt werden würde? — Die Reisenden würden sagen: „In diesem Hotel ist man nicht sicher, wir gehen wo anders hin!“ Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, wenn ich mich vor solchem Schaden zu bewahren suche.“

Herr Beechespool verhielt sich trotz dieser Erklärung zurückhaltend.

„Ich verspreche Ihnen nichts,“ sagte er nochmals kühl, „aber wenn Sie mir freie Hand in der Untersuchung dieser Sache lassen und sich meinen Wünschen und Anordnungen fügen, dann werde ich vorläufig die offizielle Polizei aus

dem Spiel lassen. Sie wissen, wer ich bin und welchen Posten ich in Birmingham bekleidet habe. Verstehen Sie mich recht: ich verspreche nichts und verlange, daß Sie mir unbedingt freie Hand lassen."

"Nichts lieber als das, Herr Beechespool, nichts lieber als das! Ich werde Ihnen in allem freie Hand lassen. Ich bin sicher, daß jemand von Ihrem Ruf und Ihrer Erfahrung diese peinliche Sache wird aufklären können, ohne daß der Name unseres Hotels dadurch Schaden leidet. Kann ich Ihnen im Augenblick noch mit etwas dienen?"

"Nein. Wenn ich Sie nötig habe, werde ich Sie rufen."

Der Direktor des Hotels ging erleichtert in sein Zimmer.

Es war eine sehr unangenehme Geschichte. Als Herr Beechespool in das Bagagedepot kam, erkannte er sofort, daß es zu spät war. Beim Schein der elektrischen Lampe sah er den Nachtportier mit einer blutenden Kopfwunde am Boden liegen. Eines der vergitterten Fenster war offen, und die Eisenstäbe waren herausgerissen. So war der Einbrecher hereingekommen und auch wieder entflohen. Er hatte gehorcht, ob das Geräusch des stürzenden oder abgleitenden Koffers in der Halle nicht gehört worden war. Dann hatte er das Rasseln des Schlüsselbundes vernommen und begriffen, daß jemand kommen würde, um nachzusehen. Vielleicht hatte er nicht so schnell fortzukommen können, oder er war entschlossen, es auf einen Kampf ankommen zu lassen. Zu dieser Nachtstunde würde nur noch der Portier wach sein, und mit einem Mann hätte er es anscheinend wohl gewagt. Daß der Dieb schon eine Weile tätig gewesen war, ergab die Tatsache, daß einige Verschlüsse, in denen das Gepäck jedes

Gastes gesondert verwahrt wurde, aufgebrochen, und daß Koffer und Kisten von ihren Plätzen weggeschoben waren. Sonderbar genug war kein einziger Koffer geöffnet. Vermißt wurde nichts.

Nachdem sich herausgestellt hatte, daß der Einbrecher fort war, hatte der ehemalige Detektiv den bewußtlosen Nachtportier hochgehoben und auf einen Liegestuhl in der Halle getragen. Danach hatte er den Hoteldirektor aus dem Schlaf geklopft und mit seiner Hilfe den Verwundeten verbunden, der darüber wieder zum Bewußtsein gekommen war. Leider hatte der Portier nichts mitteilen können. Er war von hinten angefallen worden und hatte seinen Angreifer nicht sehen können. Er hatte einen starken Schlag auf den Kopf bekommen und war bewußtlos niedergebroschen. Deshalb war es ihm nicht möglich, anzugeben, wie der Einbrecher ausgesehen habe.

Beechespool hatte dann noch eine sorgfältige und genaue Untersuchung des Bagagedepots vorgenommen. Dabei war ihm nur etwas aufgefallen, das ihm als wichtiger Anhaltspunkt erschien. Er hielt es aber nicht für nötig, den Direktor darauf aufmerksam zu machen. Statt dessen hatte er vorgeschlagen, die Sache bis zum folgenden Morgen ruhen zu lassen und zu Bett zu gehen.

Der Nachtportier wurde in ein Zimmer gebracht.

Der Direktor war nicht davon abzubringen, selbst noch wach zu bleiben. Beechespool ließ ihm seinen Willen und ging zu Bett.

Am frühen Morgen erschien Beechespool wieder und unterhielt sich lange mit dem Hoteldirektor. Der hatte während der Nachtruhe sich die Vorgänge von allen Seiten überlegt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß sie nicht bekannt werden dürften, und zwar mit Rück-

sicht auf die Gäste, die nichts davon erfahren sollten. Das war jedoch nur zu erreichen, wenn Beechespool nicht dagegen war. Und da er wußte, daß dieser einer der bekanntesten englischen Detektive gewesen war, hatte er den Entschluß gefaßt, ihm die volle Wahrheit über die Ermordung Abdullahs mitzuteilen. Er hoffte zuversichtlich durch diese Offenherzigkeit zu erreichen, daß die Polizei von Kairo aus dem Spiel bleiben würde, und dies war ihm, wenn auch mit Mühe, geglückt. Wenigstens vorläufig.

Der Direktor hatte selber die Unordnung im Bagagedepot wieder beseitigt und die Verschlüsse der beschädigten Verschläge repariert. Die aufgebogenen Gitter hatte er wieder vorsichtig auf ihren Platz gebracht, so daß, oberflächlich betrachtet, am Bagagedepot nichts Außergewöhnliches zu sehen war. Nur die Fensterscheibe war zertrümmert, aber das konnte auch durch einen Steinwurf von außen geschehen sein.

Als am Morgen das Personal erschien, hatte es nichts bemerkt.

Auch gegenüber dem englischen Depotchef hatte der Direktor ängstlich geschwiegen. Er würde sich vielleicht die Vorsicht gespart haben, wenn er geahnt hätte, daß es die erste Arbeit des Birminghamischen Polizeimannes, nach dessen Unterhaltung mit ihm, gewesen war, dem Chef des Bagagedepots bestimmte Fragen zu stellen — Fragen, deren Beantwortung ihn nicht zu enttäuschen schien.

Dann ging Herr Beechespool in die Stadt. Obwohl er die Eingeborenenviertel besuchte, wehrte er die ihm aufgedrungenen Dienste der nach Verdienst lüsternen Führer ab. Er landete schließlich in einer Karawanserei, sprach mit dem Besitzer, gab ihm ein ansehnliches Trinkgeld und sicherte sich dadurch die vollkommene Verschwiegenheit des Mannes. Dann kehrte er nach dem Hotel zurück.

Nach dem Lunch ging er mit einer Zeitung auf sein Zimmer, steckte sich eine Zigarre an und setzte sich in einen bequemen Stuhl. Er dachte ein Weilchen nach, bevor er die Zeitung entfaltete, und auch als er zu lesen begonnen hatte, schweiften seine Gedanken zu anderen Dingen ab. Es schien, daß etwas in ihm vorging, das ihn immer wieder beschäftigte; ein oder das andere schwierige Problem, das er nicht zu lösen vermochte. Im ganzen war er nicht unbefriedigt über das Ergebnis der am Morgen angestellten Nachforschungen. Aber doch war da anscheinend noch irgend ein dunkler Punkt, über den er nicht klar werden konnte.

Nach langem, ergebnislosem Nachdenken nahm er die Zeitung wieder zur Hand. Dann warf er sie auf den Tisch und ging eine Weile hin und her.

Möglich blieb er stehen, lächelte zufrieden und sprach vor sich hin: „Richtig! So wird es wohl sein. Wir wollen sehen, ob dieser Einfall fruchtbar ist.“

Er verließ das Zimmer, suchte den Portier auf und fragte: „Welche Zimmernummer hat Doktor Grenham?“

„Nummer fünfzehn, Sir, im ersten Stock.“

„Gut, telephonieren Sie, bitte, ob der Herr auf seinem Zimmer ist.“

Der Portier rief das gewünschte Zimmer an.

„Einen Augenblick, Sir,“ sagte er, als Doktor Grenham sich meldete. „Der Herr ist auf seinem Zimmer.“

Der Hotelgast nahm den Hörer. „Hallo, Doktor Grenham? — Hier ist Beechespool. Ich wohne hier auf Zimmer dreiundzwanzig und bitte Sie, mit Ihnen sprechen zu dürfen. Kann ich gleich zu Ihnen kommen? — Ja? Gut! Danke!“

Er legte den Hörer nieder und ging hinaus.

Als Beechespool Doktor Grenham gegenüberstand,

musterte er ihn mit einem schnellen, scharfen Blick. Er schätzte ihn als einen wissenschaftlich interessierten Mann mit den Liebhabereien des Sammlers.

„Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen,“ sagte er dann. „Mein Name ist Horace Beechespool aus Walton on Thames. Ich bin vierzig Jahre bei der Birminghamer Polizei gewesen, und Sie können, wenn Sie wollen, mich für einen ehemaligen Detektiv halten. Aber ich bin seit längerer Zeit pensioniert und reise zu meiner Erholung durch Ägypten. Verstehen Sie recht, ich habe nichts mehr mit der Polizei zu tun und komme aus privaten Gründen zu Ihnen.“

John Grenham blickte ihn verwundert an.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Beechespool?“ Der ehemalige Detektiv setzte sich.

„Ich habe vor ein paar Tagen in den Zeitungen gelesen, daß Sie in einem Hotel in Luxor das Opfer eines Diebstahlversuches gewesen sind, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ein paar Tage später ist auf Ihrer Dahabiyah der ägyptische Hausmeister ermordet worden. Aber es ist nicht gelungen, eine Spur des Täters zu finden.“

„Leider ist es so.“

„Ich erinnere mich, als besonders merkwürdig gelesen zu haben, daß Sie durch einen auf den Kopf erhaltenen Schlag das Gedächtnis verloren haben, so daß Sie nicht mehr in der Lage waren, sagen zu können, was in Ihrem Zimmer zu Luxor eigentlich geschehen ist.“

„Auch das ist richtig,“ bestätigte John Grenham.

„Darf ich Sie fragen: Haben Sie sich seitdem an irgend etwas erinnern können, oder versagt Ihr Gedächtnis immer noch?“

„Zu meinem Bedauern ist es heute noch wie damals.“

Ich glaube, daß ich mich wohl nie mehr erinnern werde, was in den paar Minuten in meinem Zimmer geschehen ist.“

Herr Beechespool nickte.

„Ich fürchte, daß es so bleiben wird. Ich habe in meiner vierzigjährigen Polizeierfahrung solche merkwürdige Fälle von teilweisem Gedächtnisverlust erlebt. Und in der Regel blieb dieser Zustand dauernd. Ich erinnere mich jedoch eines Falles, in dem durch dieselbe Ursache, durch die die Erinnerung verloren ging, das Gedächtnis sich plötzlich wieder einstellte. So etwas kommt, wie Sie vielleicht einmal gehört haben, auch manchmal bei Menschen vor, die als Folge eines Schrecks oder Falles die Sprache verloren haben.“

John Grenham lächelte.

„Soll ich daraus schließen, daß Sie mir empfehlen, meinen kaum geheilten Kopf von neuem einer solchen Behandlung zu unterwerfen?“

Herr Beechespool lachte herzlich.

„Ich wage nicht, Ihnen eine derartige Kur zu empfehlen. Nein! Deshalb habe ich Sie gewiß nicht aufgesucht. Ich bin gekommen, Herr Grenham, um ein paar allerdings etwas unbescheidene Fragen zu stellen. Denken Sie daran, daß ich nichts mehr mit der Polizei zu tun habe. Wenn Sie mir die Antwort schuldig bleiben wollen, so sind Sie dazu durchaus berechtigt. Aber mir ist etwas aufgefallen, worüber Sie allein mir vielleicht erwünschte Aufklärung geben können. Wenn Sie mir zunächst auf einige Fragen antworten wollen, werde ich Ihnen gern erklären, um was es sich handelt. Und wir versprechen einander gegenseitig die größte Diskretion.“

Beechespool schwieg und sah John Grenham fragend an.

„Gut! Ich muß erst Ihre Fragen hören, bevor ich weiß, ob ich darauf antworten kann oder nicht?“

Der ehemalige Detektiv erwiderte: „Sie haben recht! Nun denn, Herr Grenham, sagen Sie mir, wenn Sie wollen, ob sich unter Ihrem Gepäck etwas von besonderem Wert befindet.“

Grenham antwortete ruhig und nachdrücklich: „Nein.“

„Wie gesagt, Sie brauchen mir nicht zu antworten, wenn Sie nicht wollen, Herr Grenham, aber . . .“

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ich habe keinen Gegenstand von großem oder besonderem Wert in meinem Gepäck.“

Beechespool schien eine andere Antwort erwartet zu haben.

„Ich begreife, warum Sie so fragen,“ sprach Grenham weiter. „Aber ich weiß nicht, was ein Dieb bei mir finden könnte.“

Der alte Herr erwiderte sichtlich enttäuscht: „Ich dachte mir, daß es der Fall sein müßte.“

„Nein, dem ist nicht so. Herr Beechespool, nun möchte ich bitten, mir zu sagen, warum fragten Sie mich danach?“

„Ich will Ihnen darauf antworten, Herr Grenham, wenn Sie mit niemand darüber sprechen. Ich fragte Sie danach, weil heute nacht jemand in das Bagagedepot eingedrungen ist und den Nachtportier halbtotgeschlagen hat, und weil einer der Gepäckträger des Hotels vor zwei Tagen unter eigenartigen Umständen ermordet wurde!“

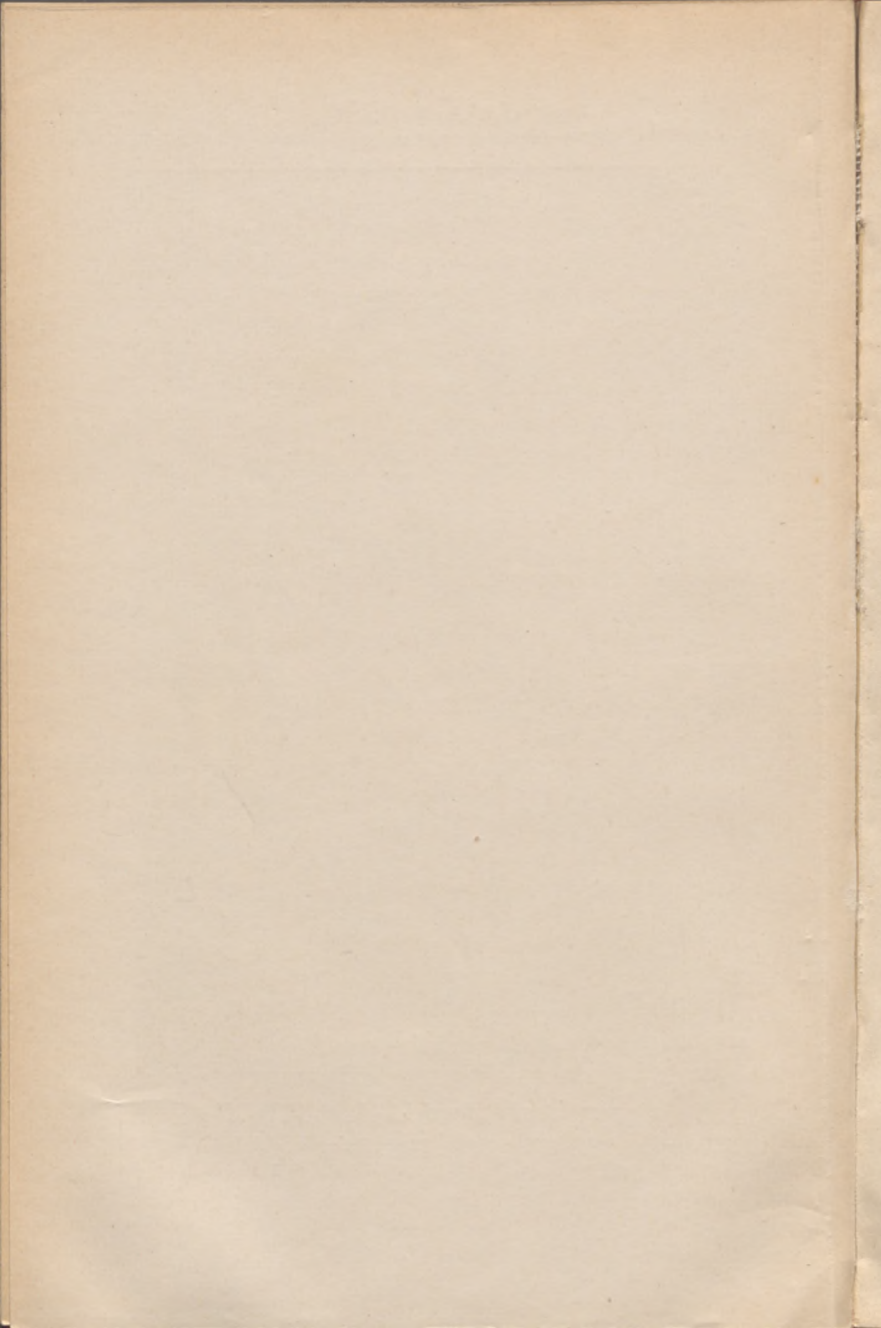
Grenham schwieg. Er war bleich geworden, und ein Ausdruck von Schreck und Entsetzen hatte sein Gesicht verändert.

„Wird das Unheil denn nie aufhören?“ sagte er gedrückt und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.



Geheimnisvoll. „Horch! Ticktack, ticktack!“

Phot. Franz Söwy, Wien.



„Was Sie eben hörten, scheint Sie besonders zu treffen,“ sagte Beechespool, der Grenham durchdringend ansah.

Grenham schwieg eine Weile. Er schien stark unter dem Eindruck des eben Gehörten zu stehen. Dann sagte er: „Herr Beechespool, glauben Sie an . . . übernatürliche Wirkungen?“

Der alte Herr hob erstaunt die Augenbrauen.

„Was meinen Sie mit dieser Frage?“

„Glauben Sie, daß Menschen, die schon lange tot sind, uns noch Böses tun wollen . . . uns das Leben nehmen können?“

Herr Beechespool schüttelte den Kopf.

„Das glaube ich nicht, Herr Grenham. Ich begreife übrigens nicht, was das mit meinen Fragen zu tun haben könnte.“

„Sie würden es verstehen, wenn Sie sich in meiner Lage befänden,“ erwiderte John nervös. „Es liegt seit einiger Zeit wie ein Fluch auf uns. Unglück und Katastrophen folgen uns auf dem Fuße, seit dem Augenblick, in dem ich die verhängnisvolle . . . Herr Beechespool, Sie fragten, ob sich etwas besonders Wertvolles in meinem Gepäck befände. Etwas von besonders hohem Geldwert wohl nicht, aber etwas Besonderes ist doch darunter. In eine der Kisten ist eine Mumie verpackt.“

„Eine Mumie?“

„Ja! Und seit ich die Mumie besitze, sind all diese Unglücksfälle geschehen. Ich bin kaum dem Tod entronnen. Zwei Araber, die mir die Mumie heimlich ins Hotel brachten, sind tot. Der Hausmeister unserer Dahabiyah ist erwürgt worden, und ein anderer behauptete, einen Schatten auf der Kiste, in der die Mumie liegt, im Schiffsraum gesehen zu haben. Und nun erzählen Sie mir, daß ein Gepäckträger dieses Hotels tot ist, und daß der Nacht-

portier, ebenso wie ich, knapp dem Tod entgangen ist. Ich frage mich nun, ob mein Schwager nicht vielleicht doch recht gehabt hat. Er warnte mich von Anfang an, denn er glaubte, daß der Geist der Mumie Unheil über uns bringen würde, weil ich die Mumie aus diesem Land nach Amerika mitnahm. Was denken Sie, Herr Beechespool, sollte das möglich sein?" Er sah den alten Herrn mit unruhigem Blick an; es war nicht mehr der kühle, skeptische John Grenham — die Geschehnisse hatten ihn in Verwirrung gebracht.

Beechespool schwieg eine Weile. Gedanken drängten sich in seinem Kopf. Was konnte die Mumie mit diesen Einbrüchen und Morden zu tun haben? — Er glaubte nicht an Geister oder übernatürliche Einflüsse, und er fragte sich erstaunt, wie ein gebildeter, wissenschaftlich geschulter Mann solche Fragen stellen könnte.

„Wenn ich fragen darf, Herr Grenham, wie kamen Sie zu der Mumie?“

Grenham zögerte. Dann raffte er sich auf und sagte entschlossen: „Ich will Ihnen alles genau erzählen.“

Als Beechespool nach einer halben Stunde wieder auf sein Zimmer kam, ging er lange Zeit nachdenklich hin und her.

„Ich kann mir aus alledem keinen Vers machen,“ sagte er mißgelaunt, „aber wir werden sehen! Ich rechne mit dieser Nacht. Wie spät ist es? — Halb drei. Ich werde sofort den Direktor verständigen, und dann werden wir abwarten müssen.“

Er setzte sich und nahm die Zeitung wieder zur Hand.

Plötzlich fuhr er zusammen, richtete sich halb auf und las mit lebhafter Aufmerksamkeit einen Artikel in dem Blatt, über dem mit großen Buchstaben stand: „Eine

überraschende Entdeckung.“ Als er den ziemlich langen Bericht gelesen hatte, sprang er auf und rief: „Teufel! Das ist's! Ja, so muß es sein! Das läßt alles verständlich erscheinen. Hat man so etwas erlebt? — Dazu muß man nach Agypten kommen; in Birmingham erlebt man so was nicht. Himmel, wer konnte diese Lösung erwarten?“

Der Chef des Bagagedepots sagte zu den zwei ägyptischen Gepäckträgern: „Paßt gut auf! Heute hat man versucht, in das Bagagedepot einzubrechen. Der Einbrecher hat nichts mitnehmen können, aber er kann heute nacht wiederkommen. Deshalb hat der Direktor angeordnet, daß in den folgenden Nächten immer jemand im Depot Wache halten muß. Ihr müßt es für diese Nacht auf euch nehmen und einander ablösen. Du, Barouda, mußt um halb zwölf heute nacht herkommen und bis drei Uhr Wache halten. Du, Mohammed Ali, wirst um drei Uhr Barouda ablösen. Beim ersten Geräusch schlagt ihr Lärm. Dann wird man euch zu Hilfe eilen. Ihr braucht nicht ängstlich zu sein. Ein Einbrecher kann nur durch eines der Fenster einsteigen; ihr seht ihn also zeitig genug, um Alarm schlagen zu können. Verstanden?“

Die beiden Männer verneigten sich.

Der Chef versprach ihnen, den Nachtdienst doppelt zu entlohnen.

Willig und zufrieden gingen Barouda und Mohammed Ali hinaus.

Tiefe Stille herrschte im Hotel. Die Gäste waren längst zur Ruhe gegangen.

Es war ungefähr halb zwei. Der Nachtportier war noch nicht imstande, seine Pflicht auszuüben, und so war niemand anders unten als Barouda, einer der zwei ägyptischen

tischen Diener. Er war um Mitternacht gekommen und mußte bis drei Uhr Wache halten. Eine Weile saß er in der Halle. Dann war er von Zeit zu Zeit zum Bagagedepot gegangen, dessen Thür angelehnt war, um jedes Geräusch hören zu können. Im Depot brannte eine der elektrischen Lampen, die ein weiches, gedämpftes Licht verbreitete.

Die Uhr in der Halle hatte halb zwei geschlagen, als eine dunkle, gebückte Gestalt unhörbar durch das Depot schlich. Sie hielt ein paarmal an, um in der Richtung der Halle zu lauschen, aus der jedoch kein Geräusch drang. Die dunkle Gestalt schlich weiter. Nun stand sie vor einem der geschlossenen Verschlüge und begann im gedämpften Licht am Schloß zu hantieren. Ein leises, metallenes Geräusch erklang. Die Gestalt lauschte unbeweglich. Dann ging die Thür des Verschlages auf, und die Gestalt ging hinein.

Man hörte leises Scharren, wie wenn ein Koffer weggeschoben würde. Dann vernahm man das leise Knarren eines Scharniers. Nun glitt der schimmernde Schein einer Laterne durch den Verschlag. Ein paar Augenblicke blieb es still. Dann ertönte ein harter, dumpfer Schlag.

Im selben Augenblick blitzten ein paar größere elektrische Lampen auf. An beiden Seiten des Verschlages erhoben sich schwarze Gestalten, die über die Abgrenzung sprangen und, den Revolver in der Hand, in den Verschlag drangen.

Der Mann hatte schnell ein Stück Eisen ergriffen und rannte weg.

Am Eingang des Verschlages stieß er mit einem dritten Mann zusammen, der ihn, bevor er sich wehren konnte, mit dem Revolverkolben so heftig auf den Kopf schlug, daß er betäubt zusammensank.

Im Handumdrehen wurden ihm Fesseln angelegt, die ihn wehrlos machten. Der Ausdruck des Gesichtes mit langem, schwarzem Bart und wildfanatischen Augen war voll Haß und Wut.

„Barouda!“ rief der Hoteldirektor erstaunt. „Barouda, der neue Gepäckdiener!“

Beechespool lächelte überlegen. „Ja! Aber das ist sicher nur ein angenommener Name. Es ist der Mörder Abdullahs, des Hausmeisters auf der Dahabiyah des Herrn Russell und der zwei Araber, die man bei Luxor tot aufgefunden hat. Er war es, der gestern nacht eingebrochen ist und den Nachtportier niederschlug. Ja! Und nun ist er Hals über Kopf in die Falle gelaufen, die ich ihm gestellt habe.“

Der Direktor stand betroffen da. Der Chef des Bagagedepots begriff nicht, was geschehen war.

Endlich sagte der Direktor: „Wie ist das möglich? — Er soll den armen Abdullah ermordet haben? Aber warum? Was suchte er hier?“

„Kommen Sie mit,“ antwortete Beechespool, „ich zeige Ihnen etwas.“

Er ging in den Verschlag zurück.

Da stand eine lange Holzkiste. Der Deckel war geöffnet.

„Sehen Sie, was in der Kiste ist,“ sagte er.

Die beiden Männer bückten sich und schauten hinein.

„Eine Mumie! Eine Mumie!“

„Der Kopf ist zerschmettert!“

„Den hat der Kerl eben zerschlagen. Das war der dumpfe Schlag, den wir hörten.“

„Was ist das?“

„Was hat die Mumie im Kopf? — Es glänzt und funkelt; es scheint . . .“

Beechespool sagte lächelnd: „Das sind die Juwelen der Herzogin von Parkminster. Die Dame wird erfreut sein, wenn ich sie ihr heute morgen wieder überreichen werde.“

Als die Herren eine Viertelstunde später im Zimmer des Direktors saßen, begann Herr Beechespool zu erzählen: „Ich machte bei meiner Untersuchung im Bagagedepot nur eine Entdeckung, aber sie bot mir einen wichtigen Fingerzeig. Ich bemerkte, daß die Eisenstäbe des Fensters, durch das der Einbrecher eingedrungen war, von innen losgesprengt waren! Der Einbruch mußte also durch jemand verübt worden sein, der Gelegenheit fand, tagsüber im Bagagedepot zu sein und den Einbruch vorzubereiten. Mein Verdacht fiel sofort auf Ihre Angestellten. Dann erzählten Sie mir, daß ein paar Tage vorher einer der beiden Gepäckträger, Abdullah, verschwunden, und daß er, wie sich herausstellte, durch einen Fremden ermordet worden war. Da dieser Mann weder Feinde noch Geld besaß, mußte für diese Tat ein ungewöhnlicher Grund vorliegen. Sofort drängte sich mir der Gedanke auf, daß Ihr Gepäckträger aus dem Wege geräumt war, um für jemand anderes Platz zu machen. Ich erkundigte mich darum sofort bei Ihrem Bagagechef nach dem Mann, der auf Abdullahs Platz gekommen war. Und da hörte ich, daß der Mann sich am Nachmittag des Tages, an dem Abdullah fortgeblieben war, gemeldet hatte und fragte, ob es hier Arbeit für ihn gäbe. Er fände keine Arbeit, es ginge ihm schlecht, und er würde für jede Arbeit dankbar sein. Es war viel zu tun im Hotel; daß Abdullah fehlte, war unangenehm, und so dachten Sie, mein Herr, gut daran zu tun, den Mann so lange in Dienst zu nehmen, bis Abdullah wiederkommen würde.

Das kann Ihnen kein Mensch übelnehmen, mein Herr, und ich weiß, daß Ihr Direktor es Ihnen auch nicht verdenken wird. Es wäre allerdings Pflicht, in einem Hotel kein Personal anzustellen, ohne sich über seine Zuverlässigkeit zu erkundigen; aber man war in Verlegenheit, und Sie dachten daran, den Mann höchstens für ein paar Tage als Nothilfe zu gebrauchen. Niemand konnte vermuten, daß dieser Mann der Mörder Abdullahs sein könnte.“

Der Chef des Gepäckraums nickte.

„Wir konnten die Arbeit nicht bewältigen, und da dachte ich . . .“

„Jawohl, das ist begreiflich,“ unterbrach ihn Beechespool. „Der Mann hatte erreicht, was er wollte. Der feige Mord beschwerte offenbar sein Gewissen nicht. Er war nun Gepäckdiener im Hotel. Ich bin in die Karawanserei gegangen, in der der Mann nach seiner Angabe wohnte, und brachte den Eigentümer durch Geld zum Sprechen. Der Mann wohnte da unter dem Namen Barouda. Aber er war dort erst seit einigen Tagen. Niemand wußte dort, daß er im Hotel beschäftigt, noch woher er gekommen war. Das bestärkte mich in meinen Vermutungen; ich war nun sicher, daß Barouda den Einbruch verübt oder vorbereitet hatte. Er mußte oft im Bagagedepot sein, und so bot sich ihm Gelegenheit, sich tagsüber zu orientieren und die Gitter von den Fenstern loszumachen. Angenommen, daß Barouda nachts im Depot eingebrochen war, woran ich nicht mehr zweifelte, drängte sich mir die Frage auf: Was suchte er da? — Denn etwas war merkwürdig an diesem Einbruch. Es waren verschiedene Verschlüsse aufgebrochen, Koffer umgestellt und Kisten verschoben. Aber es wurde nichts vermißt. Kein Koffer war aufgebrochen! Das war merkwürdig, nicht

wahr? — Es durfte als Beweis gelten, daß es kein gewöhnlicher Einbruch war, und daß es kein gewöhnlicher Dieb sein konnte. Wenn der Mann stehlen wollte, hätte er die Koffer geöffnet und Wertsachen herausgenommen. Aber das war nicht geschehen. Der Einbrecher mußte also gekommen sein, um einen besonderen Gegenstand zu stehlen. Er hatte danach gesucht, aber er hatte ihn noch nicht gefunden, als der Nachtportier ihn bei seinem Suchen störte. Wenn er gefunden hätte, was er offenbar suchte, dann müßte ein Koffer oder eine Kiste aufgebrochen worden sein. Tatsächlich stand alles nur ein wenig unordentlich herum. Was konnte der Mann also mit diesem Einbruch bezweckt haben. Was wollte er stehlen? Ganz bestimmt etwas von besonderem Wert, denn um es zu erlangen, war er vor einem Mord nicht zurückgeschreckt. Ich konnte nicht vermuten, was Barouda holen wollte, aber ich entschloß mich, ihm die Falle zu stellen, in die er heute nacht gelaufen ist. Ich nahm an, daß er alles wagen würde, um seinen Zweck zu erreichen. Und ich wollte ihm das so bequem machen, daß er sicher von der Gelegenheit Gebrauch machen würde. Wir würden dann schon erfahren, was er dort suchte. Gestern mittag kam mir nun ein Gedanke, den ich eigentlich schon eher hätte fassen können. Ich hatte in den Blättern von dem Einbruchversuch im Zimmer Doktor John Grenhams in Luror gelesen und zwei Tage später von dem Mord an dem ägyptischen Hausmeister auf der Dahabiyah, mit der Doktor Grenham und sein Schwager und seine Schwester den Nil abwärts fuhren. Beide Fälle waren noch unaufgeklärt. Das Zusammentreffen der beiden Geschehnisse bei der gleichen Person und in so kurzer Zeit ließ vermuten, daß dabei eine Hand im Spiel war, und daß auch hier ein besonderer Zweck verfolgt

wurde. Nun wohnte Doktor Grenham hier im Hotel. Als ich diese Gedanken verfolgte, trat mir die Unmöglichkeit eines derartigen ‚Zufalls‘ immer lebendiger vor Augen, und ich zweifelte keinen Augenblick länger, als Doktor Grenham mir noch ein paar wichtige Mittheilungen machte. Alles wies darauf hin, daß der Einbrecher es auf das Gepäck Doktor Grenhams oder seiner Verwandten abgesehen hatte. Zuerst wurde in seinem Zimmer zu Luxor eingebrochen; aber ohne Ergebnis. Zwei Tage später wurde der Hausmeister auf der Dahabiyah ermordet. Einer der Bedienten behauptet, einen Schatten im Gepäckraum gesehen zu haben. Doktor Grenham bezog dieses Hotel, und zwei Tage später verschwand einer der Gepäckträger; man fand kurz darauf seine Leiche. Im Hotel bot an dem Tag ein Mann seine Dienste an, an dem Abdullah verschwunden war. Dieser Mann ist in der Karawanserei, in der er wohnt, am gleichen Tag angekommen, an dem Doktor Grenham in dieses Hotel zog. Und dieser Mann brach während der Nacht im Bagagedepot ein und suchte da nach etwas, das er aber noch nicht fand. Der Verschlag, in dem sich das Gepäck der Herren Grenham und Russell befand, war noch nicht aufgebrochen. Der Mann wußte nicht, in welchem Verschlag das Gepäck dieser Gäste stand. Dieses eigenartige Zusammentreffen verschiedener Momente für Zufall zu halten, schien mir unmöglich. Ich geriet deshalb auf die Vermutung, daß Doktor Grenham mit oder ohne Wissen etwas in seinem Gepäck führen mußte, worauf der Dieb es abgesehen hatte. Ich ging zu Doktor Grenham und fragte ihn freimütig, ob dem so wäre. Darauf antwortete er zuerst, er besäße nichts von besonderem Wert, was übrigens der Wahrheit entsprach. Als ich ihm von dem Mord an Abdullah und dem Einbruch in das Bagage-

depot sprach, geriet er in Aufregung. Und dann sagte er mir im Vertrauen — und das bleibt unter uns, nicht wahr? —, daß er eine Mumie in einer Kiste hätte, die er unbemerkt nach Amerika mitnehmen wolle. Doktor Grenham ist ein Mann mit wissenschaftlichen Interessen und ein leidenschaftlicher Sammler antiker Gegenstände; der Besitz einer Mumie war für ihn ein Glücksfall. Wie er mir erzählte, hatte er die Mumie aus den Händen von zwei Arabern empfangen, die zufällig in der Nähe von Luxor einen Platz entdeckt hatten, an dem Mumien lagen. Sie hatten die Mumie in die Nähe seines Hotels gebracht, am Abend vor der Nacht, in der in sein Zimmer eingebrochen wurde. In der gleichen Nacht wurden die zwei Araber in einiger Entfernung von Luxor getötet. Als ich dies alles erfahren hatte, war ich überzeugt, daß der Missetäter es auf die Mumie abgesehen hatte, die Doktor Grenham in seinem Gepäck mitführte. Die Frage aber, warum der Mann die Mumie haben wollte, konnte ich mir nicht beantworten. Ich dachte wiederholt darüber nach, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Es war ein Zufall, der mir unerwartet die rätselhaften Zusammenhänge deutlich werden ließ.“

Da fragte der Hoteldirektor: „Wußten Sie, daß wir die Juwelen der Herzogin von Parkminster in der Mumie finden würden?“

„Ich war beinahe sicher, daß es so sein müsse. Ich hätte mich wohl davon überzeugen können, wenn ich Doktor Grenham um Erlaubnis gebeten hätte, die Mumie untersuchen zu dürfen. Aber ich wollte nicht nur die Juwelen haben. Ich wollte den Mann auf der Tat ertappen.“

„Wieso wußten Sie denn, daß Sie die Juwelen in der Mumie finden würden?“

„Ich kam zu dieser Auffassung durch eine kühne Kom-

ination von Tatsachen, die mir allerdings zunächst phantastisch erschien. Aber man muß die Phantasie manchmal spielen lassen, denn wie sonderbar das auch klingen mag, sie kann von Nutzen sein. Durch Zufall bot sich mir dann die Lösung.“

Er zog eine Zeitung aus der Brusttasche und sprach weiter: „Nachdem ich gestern mittag Doktor Grenham besucht hatte, las ich diese Zeitung und fand einen langen Bericht aus Luror mit der Überschrift: ‚Eine überraschende Entdeckung.‘ Der Artikel ist zu lang, um ihn ganz vorzulesen. Es ist auch nicht nötig, ich kann Ihnen mit ein paar Worten sagen, was er enthält. Aber vorher muß ich noch etwas in Erinnerung bringen. Sie haben beide gehört, daß der Herzogin von Parkminster aus der Kantine der Dahabiyah Juwelen gestohlen wurden.“

„Die Dame sprach mit mir darüber,“ sagte der Direktor. „Sie steht noch unter dem Eindruck des Verlustes. Es waren alte Familienstücke darunter.“

„Ich werde die Herzogin nach dem Frühstück wieder freudig stimmen,“ sagte Beechespool. „Nun aber weiter! Sie haben gewiß auch den Bericht über die Verfolgung eines verdächtigen Kamelreiters durch die Wüste bis zu einer kleinen Oase, in der Richtung der Libyschen Hügel, gelesen? — Gut! Erinnern Sie sich vielleicht noch einer Einzelheit? — Am Rand der Oase stand ein verfallener ägyptischer Tempel. Erinnern Sie sich, daß dies im Bericht erwähnt war? — In diesem langen Bericht hier wird nun geschildert, daß ein paar englische Touristen zufällig entdeckten, daß dieser Tempel der Zugang zu einer darunter gelegenen Grabkammer war, und daß sie da ein paar Mumien gefunden haben, die neben umgeworfenen Sarkophagen lagen. Als ich das las, bligte mir die Lösung des Rätsels plötzlich durch den Kopf. Der Kamel-

reiter, der offenbar der Juwelendieb war, hat, als er sah, daß die Verfolger ihm näher kamen, das Kamel zur Eile getrieben, um noch vor ihnen die Dase zu erreichen. Er muß gewußt haben, daß dort eine Grabkammer war, obwohl es auch möglich sein kann, daß er den Zugang zufällig entdeckte. Sicher ist, daß er vom Kamel gesprungen ist, zu dem Tempelchen lief und in die Grabkammer kroch, um dort die Juwelen zu verbergen. Da er nicht sicher war, ob man vielleicht seine Spuren finden würde, hat er die Juwelen durch die Höhlung des fehlenden Auges — denn die Mumie hatte nur ein Auge — in den Kopf einer der dort liegenden Mumien gleiten lassen. Dann ritt er schnell bis zum Brunnen weiter, wo die Verfolger ihn trafen, die keine Spur der gestohlenen Juwelen bei ihm finden konnten. Soweit war für ihn alles gut abgelaufen. Doch er wußte nicht, daß die alte Grabkammer noch zwei anderen Eingeborenen bekannt war, und ahnte nicht, daß diese Leute versprochen hatten, Doktor Grenham eine Mumie zu verschaffen. Am Abend dieses Tages holten die zwei Araber eine Mumie, und sie nahmen gerade die, in der der Dieb seinen Schatz verborgen hatte. Man kann sich vorstellen, wie ihm zumute sein mußte, als er einige Zeit danach im Dunkeln seine Beute holen wollte und die Mumie nicht mehr fand. Es muß so sein, daß er noch entdeckte, daß sie von zwei Männern in der Richtung nach Luxor weggebracht worden sei, und er beeilte sich, ihnen zu folgen. Er muß ihnen noch nahe genug gekommen sein, um sehen zu können, was mit der Mumie geschah und wo sie blieb. Aber er konnte in dem Augenblick die Mumie nicht mehr an sich bringen. Er konnte sich also zuerst nur überzeugen, wo sie blieb. Er muß gesehen haben, daß sie durch das Fenster in Doktor Grenhams Zimmer hineingehoben wurde. Dann

kühlte er vermutlich seine Wut, verfolgte die zwei Araber und tötete sie. Dann versuchte er, den Schmuck aus dem Kopf der Mumie zu holen. Das ist meine Erklärung für den Einbruch in Doktor Grenhams Zimmer. Der Mord des Hausmeisters der Dahabiyah und der Schatten im Gepäckraum, die Beseitigung Abdullahs, der Einbruch im Bagagedepot dieses Hotels gehören in eine zusammenhängende Reihe. Und so kam es, daß wir die Juwelen der Herzogin im Kopf der Mumie fanden.“

„Das ist überaus merkwürdig,“ sagte der Direktor.

„Ja, es ist eine der sonderbarsten Geschichten, die ich je erlebt habe. Sie begreifen nun auch, warum ich heute mittag so handelte. Ich hatte Doktor Grenham noch ins Vertrauen gezogen; auf mein Ersuchen ging er gestern nachmittag, während Barouda im Bagagedepot war, nach seinem Verschlag und suchte scheinbar etwas in seinem Gepäck, wobei er absichtlich den Schlüssel im Schloß der Mumienkiste stecken ließ. Barouda wußte nun, wo er zu suchen hatte, und als ihm die Wache während der ersten Nachtstunden übertragen wurde, stand es bei mir fest, daß er die günstige Gelegenheit nützen würde. Wir konnten uns ruhig in den angrenzenden Verschlägen aufstellen, ohne Gefahr zu laufen, von ihm entdeckt zu werden. Da er damit rechnen mußte, Doktor Grenham einmal zu begegnen, mußte er sich unkenntlich machen; Bart und Haar waren, wie ich gleich annahm, falsch. Wir haben ihm Haar und Bart weggenommen, und ich bin sicher, daß die Gesellschaft des Herzogs den Mann in ihm erkennen wird, der von Kolonel Saunderson und den anderen Verfolgern des Diebstahls verdächtigt und auf die Dahabiyah mitgenommen wurde.“

So war es denn auch.

Barouda erwies sich als der verdächtige Kamelreiter.

Mehr noch: der Bettler aus Kairo und noch ein anderer Mann erkannten in ihm, nachdem ihm der falsche Bart wieder angemacht worden war, den Fremden, den Abdullah von der Moschee Omars nach dem großen Friedhof außerhalb der Stadtmauer geführt hatte.

In seinem Besitz fand man in der Karawanserei das ägyptische und amerikanische Geld, das Doktor John Grenham den beiden Arabern für die Mumie bezahlt hatte. Das alles sprach gegen ihn, und das Ende war, daß er zum Tod verurteilt und hingerichtet wurde.

Doktor Grenham erkannte ihn nicht. Die Erinnerungsfähigkeit war noch nicht zurückgekehrt.

Die Herzogin von Parkminster erlebte die größte Überraschung, als ihr Beechespool die gestohlenen Juwelen brachte. Sie stellte Doktor Grenham eine ansehnliche Summe zur Verfügung mit dem Ersuchen, sie für die Hinterbliebenen Ahmeds, des durch Barouda ermordeten Hausmeisters der Dahabiyah, zu verwenden.

Leider gelang es nicht, das zersplitterte Haupt der Mumie wieder so herzustellen, daß man die Spuren des brutalen Schlages nicht bemerkte. Aber sie prunkt trotzdem inmitten von Doktor Grenhams ägyptischen Altertümern in einem schönen Saal seiner Villa zu Providence, Rhode Island.

Oft, wenn er sie betrachtet, denkt er zurück an die tragischen Geschehnisse im geheimnisvollen Lande der alten Pharaonen.

Zweifelbig

Mein Erstes liegt im Schweizerland,
mein Zweites auf der Straße.
Das Ganze wird als Schmutz verwandt,
begehrt in hohem Maße.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Josephine Cajetan

Roman von Margarete Ebert-Hofmann / (Schluß)

Im März kam Beer zurück. Ein Auto hielt vor dem Haus. Der langvertraute Kammerdiener Beers dirigierte die Koffer. Beer bat Frau Josephine in den Salon und hieß sie, sich erwartungsvoll setzen zu wollen, denn es gäbe eine Überraschung für sie. Er war gegen den Gemütszustand bei seiner Abreise nicht wiederzuerkennen. Um Jahre schien er verjüngt, gekräftigt.

Und dann kam die Überraschung; eine elegant angezogene junge Dame, die Frau Josephine ungläubig als ihre Tochter erkannte, so erstaunt war sie vor diesem Wunder junger holder Weiblichkeit.

„Bist du wirklich erst sechzehn?“ sagte sie kopfschüttelnd, als man am Teetisch saß.

„Leider,“ sagte Beer mit sonderbar klingender Stimme. Silvie errötete und verbrannte sich an der Teemaschine die Finger.

Und dann kam Hans aus dem Büro nach Hause.

Die Überraschung, die er beim Anblick der Schwester bezeugte, war unbeschreiblich. Verblüfft sagte er: „Wie soll ich dir Respekt beibringen vor mir, Silvie? Du siehst ja erwachsener aus als ich.“

Der Gönner und der Schützling waren sich gleich auf den ersten Blick sympathisch. Nach einiger Zeit zogen sie sich in des Kommerzienrats Arbeitszimmer zurück. Dort sagte Beer: „Wie wir Silvie Respekt beibringen, wird sich schon noch zeigen.“ Er lächelte wohlwollend. „Aber ich wende mich jetzt in einer ernstesten Sache an den männ-

lichen Vertreter der Familie Cajetan. Was ist's mit eurem Vater, Hans? — Eure Mutter sagte mir nichts, und ich scheute mich, zu fragen. Sage mir offen — du wirst Verständnis finden — tot ist euer Vater nicht?"

„Schlimmer als tot, Herr Kommerzienrat. Schlimmer, viel schlimmer,“ presste Hans hervor. „Mein — denken Sie nicht an Ehrenrühriges! Vater ist unheilbar geisteskrank.“ Der hübsche Junge senkte den Kopf.

Der Kommerzienrat schwieg ergriffen.

„Und eure Mutter?“

„Mama hat Übermenschliches getragen, Unsägliches auf sich genommen, damit wir nicht verelenden sollen, denn Vaters Pflege kostet so viel!“

Der Kommerzienrat griff nach der Hand des Jungen.

„Hans, sollte sich da nicht ein Weg finden, euch ein Heim, eurer Mutter Sorgenfreiheit zu geben?“

„Wenn Sie Mutter als Hausdame behielten? — Denn solange Vater lebt . . .“ Hans verstummte erschrocken; was hatte er da Taktloses sagen wollen?

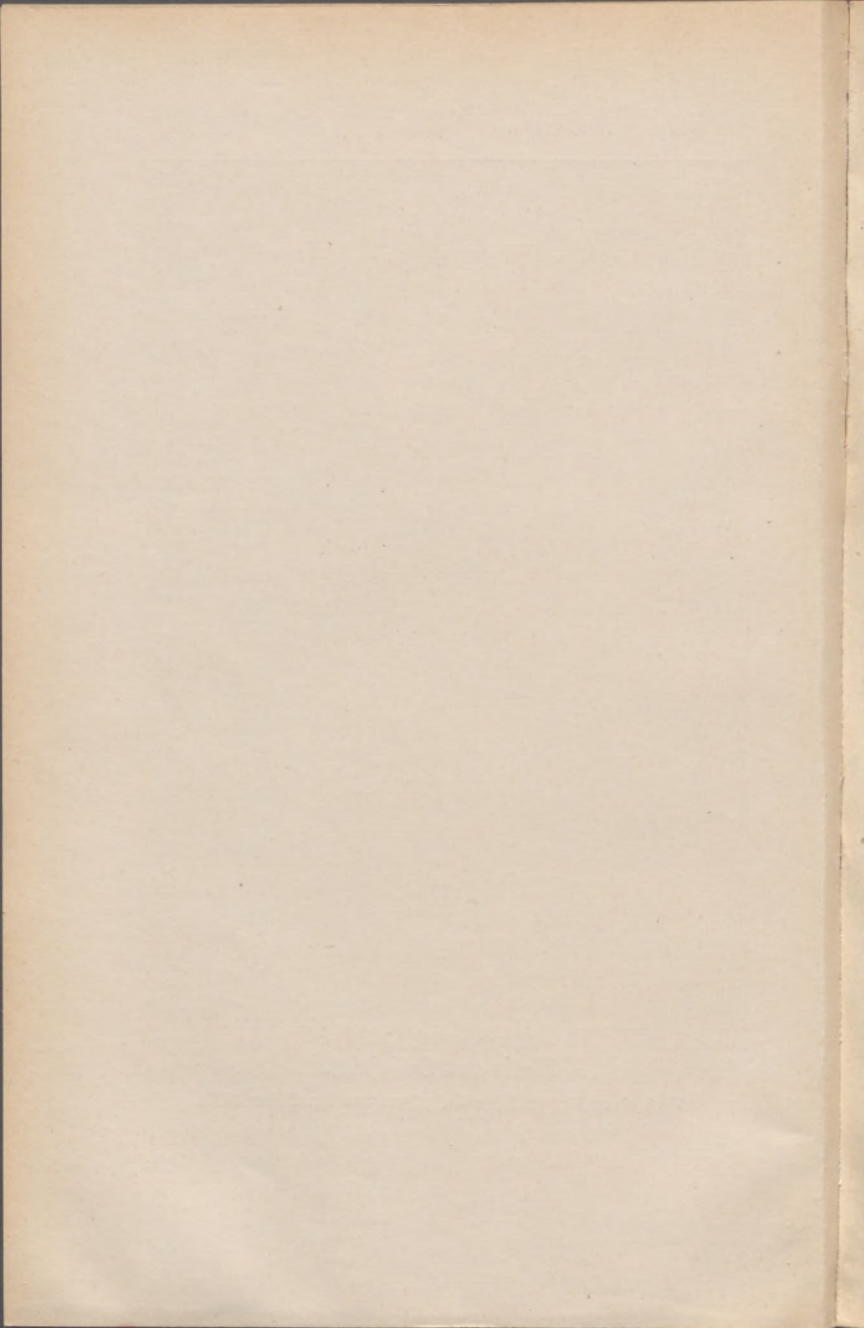
Der Kommerzienrat schien nach einem geeigneten Ausdruck zu suchen für das, was er sagen wollte. Endlich begann er, dem jungen Mann offen ins Auge sehend: „Eure Mutter verdiente ein Glück, um ihre Sorgen zu vergessen — aber die Bande, die sie fesseln, scheidet nur der leibliche, nicht der geistige Tod des angetrauten Mannes. Sie ist eine seltene Frau. Sie hat meinem Jungen, meinem armen Fritz, seinen letzten Weg so sonnig und voll Liebe gezaubert, daß ich's ihr nie genug danken kann. Nun aber komme ich, Hans, und anstatt zu geben, komme ich nun wiederum, zu fordern, für mich zu fordern.“

Hans sah empor und suchte vergeblich, den Sinn der Worte Beers zu erfassen.



Motiv aus Besigheim.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Dr. Vossler & Co.



„Ich meine — ach Hans, es ist ja so schwer für mich im grauen Haar — aber es ist nun mal so —, also du, männlicher Sproß und Vertreter der Cajetans: ich möchte deine Schwester Silvie heiraten.“

Hans trat zurück.

„Silvie — das Kind?“

„Nein, Silvie das Weib.“

„Heiraten —?“

„Ja, Junge! Dies liebliche Wunder an Feinheit, Zartheit und Schönheit — sieh, das will ich hier glücklich sehen und alle Sorgen von ihr und euch fernhalten.“

„Silvie — ja — ich bin ja selber fast erschrocken vor der Veränderung, die sie durchgemacht hat in dem einen Jahr, seit ich sie nicht gesehen. Eigentlich ist sie ja eine fertige junge Dame geworden, und ich komme mir Knabenhaft vor, wenn ich uns vergleiche.“

„Ja, lieber Hans, das ist die Zeit, wo das Weib den Mann rasch überflügelt,“ sagte Beer und erzählte Hans die Episode mit den Schokoladebonbons in Lausanne.

„Weiß oder ahnt Silvie etwas?“ fragte Hans.

„Ich habe ihr noch keinen Antrag gemacht — so viel dachte ich doch noch an meine grauen Haare. Aber das Unausgesprochene, mein Junge — nun — ich kann dir das nicht erzählen, daran mußt du dich schon bei späteren eigenen Erfahrungen erinnern. Eins ist gewiß, ein weibliches Wesen, sei es so jung, wie es will — für Huldigungen eines Mannes hat es ein besonderes Ahnungsvermögen. Und, glaube mir, wenn ich aus Silvies Wesen mir gegenüber nicht herausgeföhlt hätte, daß sie für mich mehr empfindet als für einen zärtlichen Onkel, so würde ich nicht den Mut gefunden haben, sie für mich zu fordern.“

„Dann müssen wir mit Mutter sprechen,“ sagte Hans und gab Beer kameradschaftlich die Hand.

„Brav, Hans, daß du meine Sache zu der deinen machst,“ erwiderte Beer warm. „Nun wollen wir zu den Damen gehen.“

Der Abend verging unter angeregtem Plaudern. Josephine brachte Silvie in ihr eigenes Zimmer, wo auf der Chaiselongue provisorisch ein Bett für die Tochter hergerichtet war. Als sie zum Gutenachtkuß sich über die frischen Mädchenlippen beugte, fragte Silvie mit forschenden Blicken in die Augen der Mutter: „Mutter, sag, hast du mich so lieb, daß du mir alles, alles zuliebetun würdest — auch wenn es dir . . . nun . . . ich meine, auch wenn es dir schmerzlich wäre?“

Josephine richtete sich fragend auf; das waren nicht Kinderaugen, die sie anblickten, nicht Kinderlippen, die solche Worte sprachen.

Heiße Angst stieg in der Mutter auf.

„Silvie, ich wüßte nicht, daß ich je etwas aus einem anderen Grund getan hätte, als aus Liebe zu dir und Hans. Was kann es sein, weshalb du so sonderbar fragst? — Hast du Pläne, für die du meine Ablehnung fürchtest? — Zukunftspläne? — Hast du Luftschlöffer gebaut oder Abenteuer und die weite Welt im Sinn? — Du junges, junges Kind, du?“

Silvie spielte in leichter Verlegenheit mit den dicken Zöpfen, die über die Schulter hingen. Dann hob sie frei den Blick.

„Ich sage dir's schon noch, Mutter, wenn ich's selber weiß. Abenteuer sind's bestimmt nicht. Luftschlöffer hoffentlich nicht — aber die weite Welt — Mutter — die weite Welt hab' ich schon im Sinn.“

Josephine seufzte leicht.

„Ach, wir obdachlosen drei! Ich will morgen mit dem Kommerzienrat reden, vielleicht wird er uns guten Rat

für unsere Zukunft geben können. Über eins sei gewiß, Silvie, ich tue dir und Hans zuliebe, was ich vermag! Bist du nun ruhig, ja? — Schläfe nun. Vielleicht kommt uns das Glück über Nacht, Silvie.“

Daß das Glück früher kommen werde als über Nacht, hätte Josephine nicht gedacht, als sie in den Salon trat und den Kommerzienrat und Hans noch wartend fand.

Sie glaubte zu träumen, als ihr Beer sagte, daß er eben mit Hans einig geworden sei darüber, daß der Junge vor Aufnahme des Universitätsstudiums zunächst in Beers Unternehmen arbeiten solle, persönlich betreut von den alten bewährten Beamten der Firma.

Sie wollte dem Mann mit den guten jungen Augen unter dem graumelierten Haar dankbar ergriffen die Hände drücken, da wehrte er ab und sagte stockend: „Verehrte Frau Doktor, hören Sie mich erst zu Ende, ich tue das nicht . . . ich meine . . . ich habe eine . . . eine Bitte.“

„Er will Silvie heiraten,“ sagte Hans.

„Silvie . . . das Kind —?“

„Habe ich auch gesagt, Mutter, aber er meint, wir sähen das mit den Augen der Mutter und des Bruders und verstünden das nicht.“

Der Kommerzienrat schlug mit einem erleichterten Aufatmen den Arm um Hans. „Das war gut sekundiert, Hans.“ Dann sagte er zu Josephine: „Um Gottes willen! Nur keine kurze Absage, Frau Doktor. Mir ist's so ernst, und es fiel mir sicher nicht leicht, Ihnen das alles so erklären zu sollen. Mit Silvie . . .“

Josephine ließ sich in einen der Sessel nieder und legte die Hand über die Augen.

Nun war es da, das leuchtende Glück für Silvie! Aber konnte sie ihr junges, eben erblühtes Kind in diese Ehe gehen lassen? — Durfte sie das als Mutter?

Nachdem das erste Geständnis vorüber war, fand der Kommerzienrat gute, beruhigende Worte. Silvie sei so zart, so fein, sie passe nicht in einen Daseinskampf, wie er der Mutter bevorstünde, wolle sie ihr bisheriges Leben weiterführen.

Und das wichtigste — Silvie habe ihm auf der Reise, ihr selber gewiß unbewußt, eine richtige kleine Eifersuchts-
szene gemacht.

Josephine ließ erstaunt die Hände von den Augen sinken.

„Ja! Sie hat es getan, liebe Frau Doktor! Sie hat gefürchtet, meine Verehrung für Sie sei anderer — nun ja — eben anderer Art.“

Josephine bewegte ungläubig den Kopf.

„Doch! Das hat sie befürchtet! Ja, sie hat mir noch kurz vor unserer Ankunft hier erklärt, daß sie nicht wisse, wie sie sich hineinfinden solle, wenn ich mich hier im Haus dann nicht mehr so ausschließlich mit ihr befassen würde wie während der Reise. Wenn ich sie dann links liegen lassen würde, dann wolle sie lieber gar nicht mitgehen. Ich sagte ihr, daß wir ja zu Ihnen, zur Mutter, fahren. Ihre Antwort war: Nun ja! — Eben deswegen.“ Und das hat mir Mut gemacht! Liebe Frau Doktor —“ er sah Hans an, der den Wink verstand und leise ins Nebenzimmer ging — „liebe Frau Doktor! Ich bin ein reifer, leidgeprüfter Mann. Wenn es mir beschieden ist, ein junges, zartes, holdes Glück zu gewinnen — Sie dürfen beruhigt sein, daß ich es schätzen werde. Silvie soll Sonne im Leben haben. Hans wird — mit seinen Gaben und seinem Ehrgeiz — vom Sprungbrett meiner Freundschaft seinen Weg machen. Und Sie, liebe Freundin, Sie letzter Sonnenstrahl meines armen toten Jungen, Sie sollen endlich ohne Sorge leben können...“

Josephine atmete schwer.

„Sie wissen, daß Silvies Vater . . .“

„Hans hat mir alles erzählt.“

„Und Sie fürchten sich nicht vor erblicher Belastung?“ fragte Josephine.

Beer trat zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Wenn ich Silvie ein sorgenfreies Leben biete, wenn ich Hans den Weg ebne, die höchsten Ziele zu erreichen, glauben Sie mir, dann ist etwaigen verderblichen Reimen jede Lebenskraft entzogen. In Sorge, Gedrücktheit, gequält von ewigem Verzicht und Wollen und Nichtkönnen gedeiht solch verderbliches Erbe hingegen nur zu gut.“ Eine Weile blieb es still.

Mit geschlossenen Augen saß Josephine da. Vor sich sah sie die beiden Wege, die ihre Kinder gehen konnten; der eine in Licht und an Freundeshand hinauf, der andere in ungewissem Dunkel im Kampf ums Dasein mit weit in der Ferne liegendem, vielleicht unerreichbarem Ziel.

Als sie die Augen öffnete, war ihr Entschluß gefaßt.

„Wenn Silvie sich Ihnen zu eigen geben will, so soll's geschehen. Aber Sie müssen mir versprechen, wenn Silvie älter und reifer geworden ist und erkennen sollte, daß . . .“

„Wenn Silvie an meiner Seite das Glück nicht findet, wenn es ihr anderwärts winkt und sie es wünscht, dann will ich sie freigeben, das verspreche ich Ihnen feierlich. Meine Freundschaft für Hans bleibt davon unberührt. Ist's nun so recht?“

Josephine nickte mit feuchten Augen. „Ich sage Ihnen morgen Silvies Antwort.“

Im Schlafzimmer fand Josephine die Tochter noch wach. Sie trat an das Ruhebett, setzte sich auf den Rand

und sah in die klaren Mädchenaugen, aus denen die ernste Frage nicht gewichen war.

„Silvie, könntest du mir deine Pläne, die ich dir zulieb gutheißen soll, nicht schon heute sagen?“

Das Mädchen bewegte verneinend den Kopf.

„Silvie, ich muß es aber bald wissen, denn der Kommerzienrat hat mich gefragt, ob du seine Frau werden möchtest . . .“

Blaß werdend richtete Silvie sich auf.

„Und . . . und . . . was hast du ihm gesagt?“

„Daß ich nach reiflicher Überlegung dem zustimmen werde, was du selber wünschest.“

Silvie war mit einem Satz aus den Rissen gesprungen.

„Mutter! Mutter! Das Glück!“ jubelte sie schluchzend. Dann schmiegte sie sich eng an die Mutter. „Tut es dir aber auch nicht weh?“

„Kind, ich verliere dich ja nicht! Nun können wir uns recht aneinander freuen, ich werde nicht wegen irgend eines Berufes mich von dir trennen müssen.“

„Ja, Mutter! Und du hast nicht . . . ach, Mutter, ich habe ja so viel Angst ausgestanden, daß er dich meinen könnte, und daß seine Zärtlichkeit nur der künftigen Tochter galt. Und ich dachte dann auch, daß du ihn wohl sehr gern magst, denn ihn muß man ja liebhaben . . . und du . . . du bist ja auch noch so jung.“

„Kleiner Dummkopf,“ sagte Josephine zärtlich, aber ihre Blicke verschleierten sich. Sie war ja noch nicht alt; hatte sie das in all den Sorgenzeiten ganz vergessen . . .?

Der Telegraphenbote brachte Frau Doktor Cajetan ein Telegramm. Sie öffnete es, las und ging mit blassem Gesicht in ihr Zimmer. Eine Weile stand sie still am Fenster und blickte über das Grün der Vorgarten-

bäume hinweg ins Blaue. Dann atmete sie tief auf und schritt hinüber in das andere Zimmer, das für Hansens zeitweilige Besuche in der Villa Beer bereitstand.

Sie nahm die Schale mit Blumen, die den Tisch schmückte, und deckte über das weiße Bett eine Schutzdecke. Alle kleinen Zeichen freundlichen Willkommens waren nun zwecklos; Hans kam nicht. Vier Wochen wollte er der Mutter Gesellschaft leisten, nachdem seine Volontärzeit bei einem Beer befreundeten Hause vorüber war. Nach diesen Ferien sollte er eine Reise nach Übersee mit Beer und Silvie antreten. Nun telegraphierte er, daß er mit dem Geschäftsfreund von Übersee bereits den nächsten Dampfer benützen werde, während die Amerikafahrt von Beer und Silvie sich noch um einige Wochen verschieben würde.

Nun — was half es? — Hans wußte, was er wollte. Er wußte, daß Beer, dem lebenswürdigen Einfluß von Silvies feiner Frauenklugheit nur zu gern nachgebend, die Überseereise vielleicht um Monate, wenn nicht aufs nächste Jahr verschieben konnte. Es lag dem ehrgeizigen jungen Mann daran, die angeknüpften Beziehungen zu dem Amerikaner sofort auszunutzen. Das Telegramm lautete: „Beers wollen Überfahrt verschieben. Meine Interessen fordern Begleitung Mister Powers mit Dampfer, der morgen abgeht. Brief folgt. Lebe wohl.“

Wenn Josephine den Werdegang ihrer beiden Kinder nach der Wendung durch die Knüpfung verwandtschaftlicher Fäden mit Beer verfolgte, konnte sie sich eines atembeklemmenden Staunens nicht erwehren. Welch ein Unterschied der heutigen Lage gegen jene vor zweieinhalb Jahren, als sie in Breidenbach im Begriff waren, ihre Habseligkeiten zu verkaufen. Hans damals — als sie mit den englischen Banknoten ins Zimmer trat —

über einen Bücherpack gebeugt, den er dem Antiquar verkaufen wollte. Heute war Hans mit neunzehn Jahren der Schüßling bedeutender Kaufleute und Industrieller, ein zielbewußter Mensch, der telegraphierte: „Meine Interessen erfordern . . .“

Gewiß, es war nur der Depeschestil in seiner notwendigen Kürze, der die Worte so kühl und bewußt klingen ließ. War es nicht des Jungen Recht, nein, seine Pflicht, die Chancen auszunützen, die ihm die günstige Schicksalswendung bot? — Josephine wußte: sein Ehrgeiz würde nicht ruhen, bis er seinen jetzigen Führern ebenbürtig war. „Hans wird vom Sprungbrett meiner Freundschaft seinen Weg machen,“ hatte Beer gesagt; Josephine zweifelte nicht, daß er recht behalten würde. Und wie es ihre, der Mutter Pflicht gewesen, den Sohn durch alle Opfer vorwärtszubringen, so war es jetzt ihre noch größere Pflicht, ihn nicht zu hindern, den Weg zu gehen, der zum Ziel führte.

Sie blieb ja bei Silvie. Alle Befürchtungen, daß die so rasch geschlossene Ehe der Siebzehnjährigen mit dem älteren Mann übereilt gewesen sei, waren durch die Tatsache entkräftet, daß Silvie zu wundervoller Gesundheit aufgeblüht war. Bei ihrer Silvie erkannte Josephine, als die junge Frau mit dem Gatten von der Hochzeitsreise zurückgekehrt war, daß dem kaum nestflüggen Vögelchen rasch starke Schwinge gewachsen waren. Es gab für die junge Frau keine Unsicherheit. Mit erstaunlichem Takt fand sich Silvie in die Repräsentationspflichten des vornehmen Haushaltes, ohne im geringsten Ansprüche geltend zu machen, die nicht nur der zärtliche Gatte, sondern jeder Mensch ihren jungen Jahren zugute gehalten haben würde.

Silvie hatte sich mit so feiner Lebensklugheit ihrem

Gatten angepaßt, daß Beer in ihr den besten Freund und Kameraden besaß. Bei den Festlichkeiten im Hause fand man keine jugendlichen Gäste; es wurde nicht getanzt und Kurzweil getrieben, wie sie junges Volk haben will.

Josephine wunderte sich oft und fragte sich, was wohl aus Silvie geworden wäre, wenn sie dauernd hätte im Schatten vegetieren müssen. Freilich schloß diese Entwicklung Silvies alles aus, was Josephine sich an heimeliger Traulichkeit gemüthlicher Plauderstunden, an Gelegenheit zu mütterlichem Betreuen vom Zusammenleben mit Silvie nach ihrer Verheiratung erträumt hatte. Der stürmische Ruß Silvies am Vorabend ihrer Verlobung, als sie erleichterten Herzens erkannt, daß der verehrte Mann sie und nicht die Mutter — wie sie heimlich gefürchtet — zur Lebensgefährtin auserkoren, war die vorletzte kindliche Zärtlichkeitsbezeugung der Mutter gegenüber gewesen. Eine letzte innige Umarmung am Hochzeitmorgen vor der Trauung — ein leises: „Mutter, hab' Dank, daß du ja gesagt hast,“ und ein bewegter Blick aus den tränenschimmernden Augen der lieblichen jungen Braut. Nachdem in der Kirche bei der in kleinstem Kreise stattfindenden Vermählung Silvie Cajetan das bindende Ja gesprochen, war sie mit all ihrem Denken, Fühlen, Empfinden Silvie Beer geworden, lebte nur im Ideenkreis ihres Gatten, griff die ihr erwachsenden Pflichten so ernst an, entwickelte eine solche Begabung, immer das Richtige zu tun, daß Josephine beinahe beschämt an ihre eigene Jungfrauenzeit zurückdachte.

Hans und Silvie — ihre Kinder nur noch dem Namen nach — in Wirklichkeit waren sie fast ohne jeden Übergang plötzlich fertige, zielsichere, daseinsbewußte Menschen geworden — brauchten sie jetzt eigentlich die Mutter noch?

Josephine sagte sich: „Mein.“ Aber sie wollte nicht bitter

werden; undankbar wäre das gewesen gegen das Geschick. Ja, undankbar gegen die beiden erstarrten, jungen, schönen Menschen, die nun ihr eigenes Leben lebten. Daß sie es taten, war ihr gutes Recht. Und war es nicht besser, in diesem behaglichen Haus geschätzt und geachtet als Mutter zu leben, als — wenn die Wendung nicht gekommen wäre — irgendwo als Hausdame eine Zwitterstellung zwischen Dienstboten und Familienmitglied einzunehmen?

Mit der Nachmittagspost kam ein Brief von Beer, der dem tatenlosen Grübeln Frau Josephines ein Ende bereitere.

Beer hatte die Überseefahrt aufgeschoben, da er vorhatte, Silvie als Angebinde zur ersten Wiederkehr ihres Hochzeitstages ein Landgut zu schenken. Das wollte er noch vor der Amerikareise ordnen. Während der Abwesenheit des jungen Paares sollte Frau Josephine dann für die behagliche Einrichtung des Sommersitzes sorgen; und wenn dann — im Frühjahr — er mit Silvie wieder nach Europa zurückkehre, hoffe er alles in bester Ordnung zu finden, um für den Sommer eine ruhige Stätte der Erholung zu haben.

Beer hatte in verschiedenen Zeitungen Inserate erscheinen und einige Makler Objekte offerieren lassen. Seinem Briefe lag ein Zeitungsausschnitt bei. Er bat Josephine, sich mit der angegebenen Adresse in Verbindung zu setzen und, wenn möglich, den ausgeschriebenen Landsitz anzusehen. In zwei Wochen käme er mit Silvie von der See zurück und werde dann, wenn alles abschlußreif vorbereitet sei, die Endverhandlungen selbst führen. Es solle eine Überraschung für Silvie werden.

Josephines Bitterkeit verflog. Sie stand wieder vor einer Aufgabe, die ihr zusagte. Ja! Man brauchte die Mutter doch noch! Gottlob!

Noch am selben Tage schrieb Josephine im Sinne Beers an die genannte Adresse. Am nächsten Tage wurde sie durchs Telephon angerufen; der mit dem Verkauf beauftragte Rechtsanwalt teilte ihr mit, daß es günstig wäre, wenn sie sich schnell entschliesse, zur Besichtigung des Kaufobjektes nach Burgsdorf zu reisen. Er reise mit dem Mittagszuge hin, um mit dem jetzigen Besitzer einige geschäftliche Sachen zu besprechen; wenn sie mit dem Morgenzug am anderen Tage abreisen würde, wolle er dafür sorgen, daß in Burgsdorf ein Wagen an der Station sei, mit dem man sie abhole. Sie solle nur nach dem Weickertsdorfer Wagen fragen.

Josephine hängt den Telephonhörer ein und stand eine Weile in angestrengtem Nachdenken. Was erschien ihr an der soeben erhaltenen Mitteilung so bekannt? Die Stimme? — Nein! Es war die nachlässige Art des Sprechers, die vielbeschäftigte Geschäftsleute am Telephon haben. Mit dem Morgenzug nach Burgsdorf müßte sie fahren und dort nach dem Wagen fragen, dem . . . dem . . . ja, richtig . . . dem Weickertsdorfer Wagen.

Da erinnerte sie sich daran, wie sie in Leipzig vor Klaus Reichers Büro gestanden war und der Kanzleidiener sagte: „Herr Reicher befindet sich auf dem Landgut seiner Frau Gemahlin, die Adresse ist Weickertsdorf.“

Weickertsdorf hieß das Gut, das ihr Schwiegersohn kaufen wollte. Wegen Todesfall in der Familie des Besitzers sollte es verkauft werden.

Josephine fühlte das Blut in den Schläfen pochen; sie mußte sich auf das Ruhebett legen und die Augen schließen. Übermächtig wallte alles in ihr auf. All die Jahre, die Erlebnisse, die sie umfaßten, sie hatte sie gelebt als Mutter, nicht als Weib. Auch die zärtliche Hin-

neigung zu dem armen todkranken Fritz Beer, was war sie anderes gewesen als erbarmende Mütterlichkeit?

Der Name Klaus Reicher pochte an ein Gelaß der Frauenseele, in dem das Weib lebte. Wie alt war sie nun? Zweiundvierzig Jahre! Noch nicht alt genug, um nicht mehr als Weib zu empfinden. Jetzt, wo nicht mehr die Sorge ums tägliche Brot sie bedrückte, pochte auch das Herz wieder schwer und unruhig.

Wegen Todesfall wurde das Gut verkauft. Nein — es durfte nicht sein, daß die gütigen, verstehenden Augen des Mannes, den heimliche Stimmen ihres Blutes noch immer Freund nannten, sich für immer geschlossen hatten. Vielleicht war seine Frau gestorben? — Klaus Reicher war frei . . .

Josephine preßte die Hände über die Augen, vor denen hinter geschlossenen Lidern ein Bild aufstieg: der Kranke im Sanatorium Doktor Silchers. Ihr Gatte. —

Als sie aus tiefem Schlaf erwachte, merkte sie erst, daß sie die Nacht in den Kleidern auf dem Ruhebett verbracht hatte.

Sie erschrak. Von gestern mittag an, wo sie in ihren grübelnden Gedanken sich aufs Ruhebett geworfen, dann in einen todähnlichen Schlaf gefallen sein mußte, hatte man sie im Hause nicht gesehen.

Sie erhob sich, ging hinunter, verlangte starken Kaffee und sagte zu Lina: „Ich will auf zwei Tage verreisen. Wecken Sie Marie, daß sie mir einen kleinen Koffer packt; den Kaffee trinke ich dann oben.“ Sie verließ die Küche.

Hatte sie gestern geschwankt, ob sie reisen sollte, heute war sie entschlossen zu fahren. Sie mußte Gewißheit haben.

Der Zug näherte sich der Station Burgsdorf. Bei der Einfahrt sah Josephine ein elegantes Gespann vor der

Bahnhofhalle; die Vermutung, daß dies der Weickertsdorfer Wagen sei, erwies sich als richtig. Der Diener trat auf sie zu und nahm ihr das Köfferchen ab. Die Fahrt dauerte ungefähr eine halbe Stunde, dann bog der Wagen in eine gepflegte Allee ein, durchfuhr ein kunstvoll geschmiedetes Tor und hielt vor der Auffahrt eines in den edlen Linien der Kavalierrhäuser alter Zeit sich würdig präsentierenden Gebäudes.

Rechtsanwalt Elkan stellte sich ihr vor und bat sie, sich von ihm in die Bibliothek führen zu lassen, wo der Besitzer sie erwarte.

Die Thür zur Bibliothek wurde geöffnet. Sie trat ein und sah ein vertrautes Gesicht. Klaus Reicher stand vor ihr.

Der Rechtsanwalt bemühte sich wahrscheinlich, Vorstellung und einleitende Redensarten in passender Form vorzubringen. Die beiden hörten davon nichts.

„Wollen Sie bitte die Inventaraufstellungen gleich hierherbringen lassen, Herr Doktor, damit alle Belege zusammen sind?“ wandte sich Reicher an den Anwalt, der sich eifrig entfernte.

Dann trat Reicher auf Josephine zu, faßte ihre Hand und führte sie, die ihm willenlos folgte, zu einem Lehnstuhl in der Fensterbank.

„Liebe — Teure! Sie sind es? Wo lebten Sie die unendlich lange, lange Zeit — fanden Sie nie ein Wort — nie einen Schritt zu mir?“

Josephine bewegte die blassen Lippen. Es fiel ihr schwer, zu sprechen. Aber dann — mit fliegenden Worten, in kurzen Sätzen konnte sie ihm wenigstens einiges sagen, was er wissen mußte.

Er erwiderte rasch: „Wir müssen sehen, den Anwalt anderwärts zu beschäftigen. Wir werden durchs Haus

gehen und dann in den Park. Ich werde ihn nach dem Vorwerk fahren lassen, um den Pächter zu holen, wir müssen allein sein! Ich muß alles wissen.“

Mit raschen Schritten ging er durch das Zimmer; dann blieb er wieder vor Josephine stehen, die sich mühte, ihre Tränen zu trocknen. Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und beugte sich nieder, sie zu küssen. Sie ließ es geschehen, als müsse das so sein, als habe sie Jahr um Jahr nur darauf gewartet, ihren Kopf an die Brust dieses Mannes zu lehnen, wie sie es jetzt selbstvergeben tat.

Erschüttert lauschte Reicher der Erzählung der Frau, die ihm ihre leztvergangenen Jahre mit allen Schrecknissen und Sorgen, mit dem unverzagten Ausharren und dem Sieg des opferwilligen Mutterherzens erzählte.

„Und ich glaubte, du hättest in der Familie doch dein Glück gefunden. Du warst jung genug damals, als ich dich kennenlernte, daß noch auf Besserung, auf Lösung aller Wirren zu hoffen war. Was hast du getragen! Und ich — oh, über jene unglückselige Affäre, die mich zwang, Kompromisse zu schließen —, wollte ich nicht, vom bösen Schein in schlimmes Licht gestellt, Amt und Ehre in Gefahr bringen. Mir blieb damals nichts übrig, als mich mit meiner Frau zu einigen. Ihren Vorschlag, auf ihrem Landgut den Gang des Prozesses abzuwarten, nahm ich an, weil es das einzig Kluge damals war. Weshalb — sag' mir nur — weshalb hast du in deiner schwersten Not nicht an mich geschrieben?“

Josephine schwieg. Alles hatte sie erzählt. Nur die Episode mit Borinkoff nicht — denn Scham schloß ihr den Mund, daß sie jenes Geld damals behalten und Mitschuld an einem Verbrechen trug, von dem sie allerdings nicht ahnte, was es sein mochte.

Josephine strich sich über die Stirn, als wolle sie jede Erinnerung daran fortwischen.

„Klaus — durch alle Sorge, alle Not bin ich gegangen, als wäre ich von allen Seiten behütet. Gab es nicht immer wieder helfende, stützende Hände, die es mir ermöglichten, weiterzuleben? Muß ich nicht unendlich dankbar sein, nun, da ich auch dich gefunden habe?“

„Ja, Liebe, wir haben uns gefunden, um uns nicht wieder zu verlieren.“

Sie schmiegte sich an ihn und sagte leise: „Klaus, mein Gatte lebt! Und wenn er auch geistig unheilbar ist, sein Körper trotz vielleicht noch manchem Jahre.“

„Kannst du dich nicht von einem Unglücklichen lösen, der in seinem Zustand deinen Verlust nicht mehr empfindet? Deine Sorge für ihn verliert er ja nicht, wenn die Ehe getrennt wird.“

„Nicht ich Sorge für ihn; mein Schwiegersohn tut es, Silvies Gatte. Ich bin arm, Lieber — ich besitze nichts. Ich lebe im Hause des Mannes meiner Tochter.“

„Dem du den Sohn bis zur letzten Stunde wie eine Mutter gepflegt hast,“ sagte Klaus ernst. „Bin ich nicht da mit allem, was ich habe? — Ich bin glücklich, dir alles geben zu können. Du hast mich an das Wunder von Frauenliebe und Treue glauben gelehrt, mich, den das Geschick durch Frauenlaunen und Frauentücke fast zum Frauenhasser werden ließ. Daß du durch all dies gegangen bist, ohne zu straucheln, daß deine Güte und Opferwilligkeit den Weg für deine Kinder bahnte, auf dem sie jetzt emporschreiten — Einzige du — ich danke es dir, denn du gibst mir den Glauben wieder an das Gute.“

Josephine legte die Hand auf seinen Mund, um ihn zum Schweigen zu bringen. Vor ihren geschlossenen

Augen stand wieder das Bild Borinkoffs. Wo war ihre Untadeligkeit? — War sie nicht doch gestrauchelt, als sie das Geld dieses Mannes behielt? — Aber sie schwieg. Ausgelöscht sollte alles sein. Leben wollte sie, glücklich vereint mit dem einzigen Menschen, der ihrem Herzen teuer war.

Sie gingen langsam durch den Park. Umgeben von einer Gruppe dunkler Lebensbäume stand dort eine Kapelle inmitten steinerne Grabplatten. „Die Ruhestätte der Familie meiner Frau. Seit einem Jahre auch die ihre,“ sagte Klaus Reicher ruhig. „Dort liegt mit der Toten noch etwas begraben: meine besten Jahre, die sie mir verbitterte.“

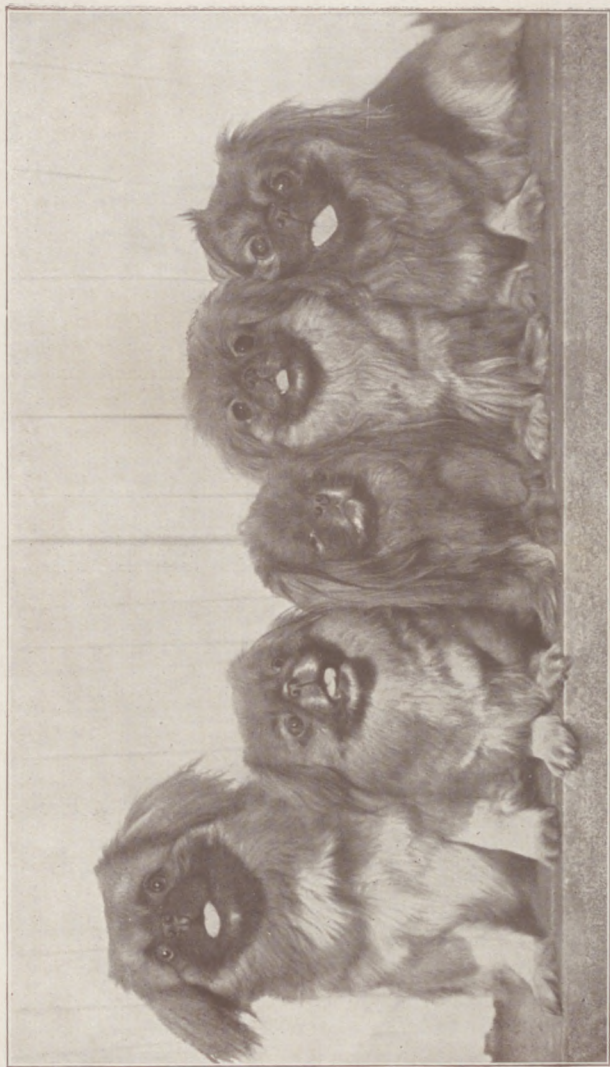
„Ihr sei alles vergeben, Klaus,“ sagte Josephine, „wissen wir denn, was sie vielleicht gelitten hat? — Sie ruhe in Frieden.“

„Ich habe nur das Trauerjahr abgewartet, um das Gut zu verkaufen. Die auf Weickertsdorf verbrachten Jahre waren Qual, Auflehnen und Entsaugung. Mich bindet nichts an diesen Fleck Erde.“

„Nimm es als versöhnend hin, daß wir uns durch ihn, daß wir uns hier wiedergefunden haben,“ bat Josephine. „Und wenn Beer dieses Gut erwirbt, wollen wir von dem, was uns beide von früher verband, nichts laut werden lassen. Mein Entschluß, die Ehescheidung zu erreichen, wird den Kindern ohnehin nicht gefallen. Aber, Klaus, sie leben, ohne mich zu fragen, nach ihrer Art. Soll ich nicht jetzt an mich denken dürfen?“

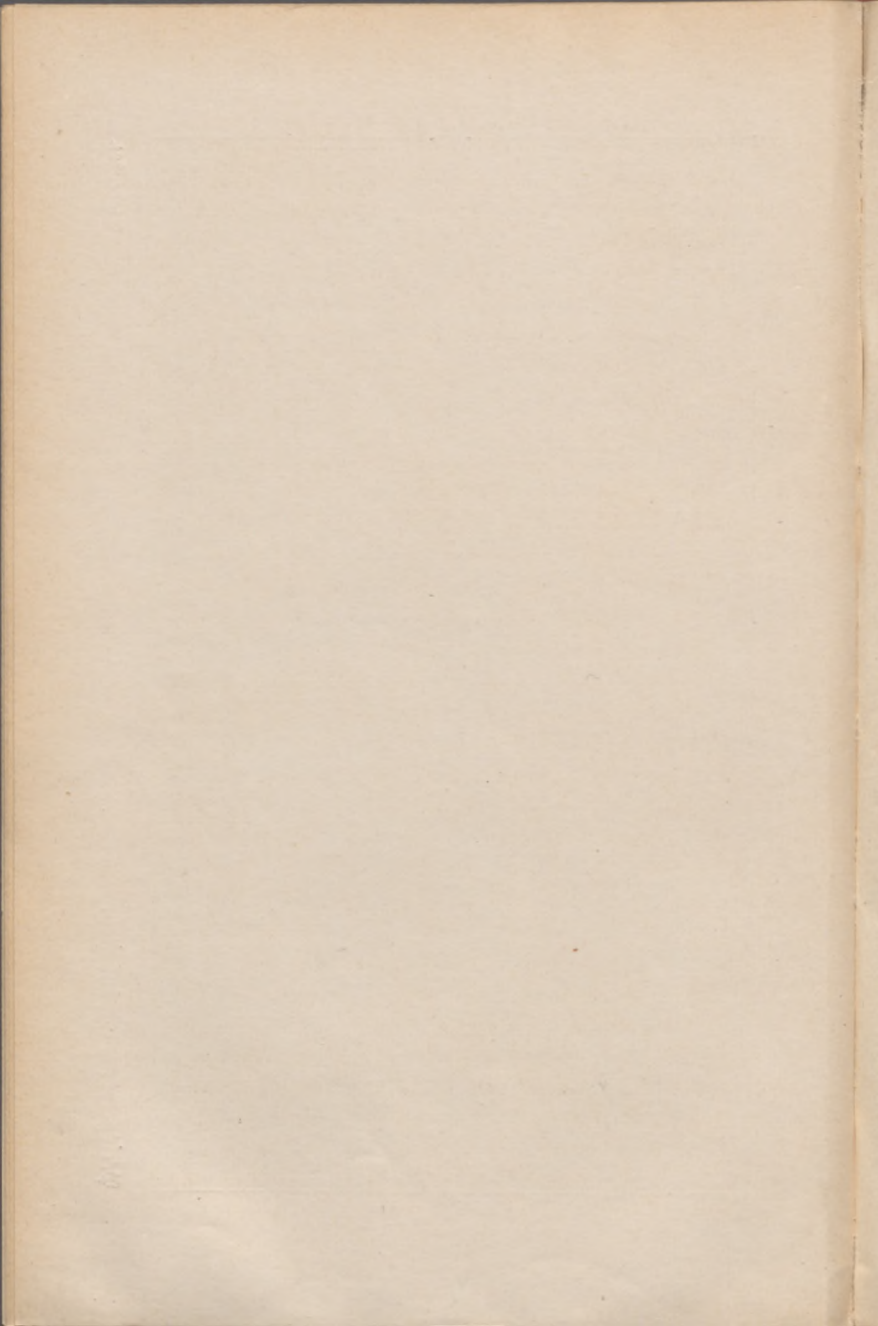
Sie drückten sich stumm die Hand.

„Wir müssen nun geschäftlich verhandeln, Liebe,“ sagte Klaus lächelnd. „Ich will hoffen, daß Herr Beer mit mir einig wird. Ich möchte Weickertsdorf gern bald los sein.“



Preisgekrönte Schönheiten.

©Stobophot.



„Mein Schwiegersohn hat mich, ihm während seiner Amerikareise das Haus nach Silvies Geschmack für den Sommeraufenthalt einrichten zu lassen. Ich werde, da beide ein halbes Jahr fernbleiben, mich öfters in Weickertsdorf aufhalten müssen.“

„Dann werden wir voraussichtlich noch hin und wieder geschäftliche Besprechungen haben müssen in diesem halben Jahr,“ sagte Klaus lächelnd. „Ich muß mir doch ein wenig die Wartezeit verkürzen können, bis ich mir, mit weißen Haaren ungeduldig wie ein Junger, dich heimholen kann.“

„Wird es — dauert eine Scheidung, wie in meinem Fall, lange?“ fragte Josephine stockend.

„Nimm dir einen guten Anwalt. Wenn du ein Zeugnis des Arztes hast, wird es keine Schwierigkeiten geben. Wir werden darüber noch sprechen.“

Zwischen den Bäumen des Parkes sahen sie den Anwalt, der mit dem Pächter kam. Der Nachmittag verging in Besichtigungen und Gesprächen. Am Abend erlaubte sich der Besitzer von Weickertsdorf, die Schwiegermutter des Kaufinteressenten im Wagen zur Bahnstation zu begleiten. Doktor Elkan sah dies mit Rücksicht auf die in Aussicht stehende gute Vermittlungsprovision wohlwollend an.

Als nach einigen Wochen der Kauf abgeschlossen war, ging Silvie glückstrahlend mit ihrem Mann in den schattigen Parkwegen spazieren.

„Der Pavillon ließe sich gut als Wohnung einrichten,“ sagte Silvie. „Wer weiß, vielleicht gefällt es Mama hier gut, und sie entschließt sich, da zu wohnen.“ Auf den fragenden Blick ihres Mannes errötete Silvie ein wenig, sprach dann aber eifrig weiter: „Ich meine es ernstlich.“

Sieh, Mama hat doch bei uns eigentlich keinen rechten Wirkungskreis, und zur Ahne im Lehnstuhl ist sie ja noch zu jung. Wenn sie hier wohnt, könnte sie sich ganz als Hausfrau fühlen, und wenn wir zur Erholung hier sind, soll sie gern das Regiment führen. Außerdem — ist das nicht ein guter Gedanke — könnten wir nicht — ich meine — könnten wir nicht Vater aus der Anstalt nehmen und hier im Pavillon mit einem zuverlässigen Wärter einquartieren? Der Arme hätte dann doch eine Stätte für den Rest seiner Tage; Mutter wüßte ihn gut aufgehoben und könnte ein wenig für ihn sorgen.“

Beer fand das bedenklich. Silvie wollte die Mutter damit überraschen. Das wollte Beer auf keinen Fall.

„Bedenke, liebes Herz, daß es nicht ein Kranker ist, den man liebevoll pflegen und in seiner Anhänglichkeit Lohn für diese Pflege finden kann. Hast du deinen Vater während der letzten Zeit gesehen?“

„Ich habe ihn nicht gesehen, seit er uns in Breidenbach verließ. Damals war er gereizt und von seinen Arbeiten eingenommen, ein wenig unheimlich erschien er mir immer.“

„Behalte ihn so in der Erinnerung. Ich habe auf einer meiner letzten Reisen, bei denen du mich nicht begleitet hast, das Sanatorium aufgesucht und deinen Vater gesehen. Der Unglückliche ist in der Anstalt am besten aufgehoben. Ihm würde die Veränderung seiner Lage gar nicht bewußt werden, auch wenn man ihn hier in die wundervollste Umgebung bringen würde.“

Er nahm ihre Hand und sah ihr in die Augen.

„Mein Herz — jetzt sage ich auf die Gefahr hin, daß du mich böß anblitzest, Mama ist viel zu jung noch, um sie anzuketten. Eine Kette trug sie ja all die langen Jahre schon. Willst du sie noch fester schnüren helfen? — Ich

hätte mich nicht gewundert, wenn Mama schon längst die Trennung ihrer Ehe beantragt haben würde. Allerdings . . . wozu?"

„Das sage ich auch, wozu,“ sagte Silvie und verfiel wieder in den einzigen Fehler, den der zärtliche Gatte je an seiner jungen Frau entdeckt hatte: ihre Eifersucht auf die eigene Mutter.

So blieb es zunächst bei der ursprünglichen Berabredung.

Beers gingen im Oktober nach Amerika, und Josephine übernahm ihre Pflichten in Weickertsdorf.

Als damals Hans ihr telegraphierte, daß er sie nicht besuchen könne, hatte sie, mit der Gewißheit vor Augen, daß auch Beers auf ein halbes Jahr abwesend sein würden, mit leisem Schmerz an die ihr bevorstehenden einsamen Tage gedacht.

Nun war alles anders. Jetzt war Josephine der Freiheit froh, als sei sie jung und der Obhut übereifriger Tanten entkommen.

Die öfters nötigen Reisen nach Weickertsdorf boten Gelegenheit, Klaus Reicher da und dort zu treffen.

Sie verhandelte mit Doktor Silcher wegen der für die Ehescheidung nötigen ärztlichen Zeugnisse und lebte in der Geschäftigkeit und frohen Hoffnung dieser Wochen auf, daß Klaus Reicher sagte: „Mir wird fast bange, Josephine — bist du nicht doch zu jung für mich?“

Die Wochen vor Weihnachten gingen dahin. Das Christfest verlebte Josephine mit Klaus im Frieden eines verschneiten Schwarzwalddorfes.

„Im Januar reisen wir nach München,“ sagte Klaus. Josephine war alles recht. Sie lebte die Tage hin wie in seligen Träumen.

Als sie in der bayrischen Hauptstadt einige Tage ge-

weilt, drängte sie darauf, zurückzukehren. „Mir behagt mehr ein beschauliches Leben,“ sagte sie zu Klaus. Und niemand war froher darüber als er.

Am letzten Abend in München, zu einem Atelierfest geladen und durch einen Bekannten Reichers dort eingeführt, wurden sie von dem Gastgeber mit phantastischen Masken bekannt gemacht. Reicher liebte es, dem zuweilen geistvollen Geplauder sich anzuschließen. Josephine verhielt sich beobachtend. Sie hob eben die Sekt-schale an die Lippen und ließ sie plötzlich erschreckt fallen. Eine Maske sprang herzu und hob die Scherben vor ihren Füßen auf.

„Liebe Frau Cajetan, was macht das grüne russische Täschchen? — Haben Sie es weggeworfen oder behalten?“

Sie sah die Maske angstvoll an und sagte: „Vorinkoff.“

„Nehmen wir an, ich hieße Vorinkoff. — Aber was ist ein Name? — Da es das Schicksal wollte, daß wir uns wiedersehen — die schönen Augen habe ich nie vergessen — wird es ja wohl nicht das letztemal sein.“

„Ich wünsche Sie nie mehr zu sehen,“ sagte Josephine.

„Aber ich werde Sie zu finden wissen!“ Der Mann neigte sich tief und ehrerbietig vor ihr, trat zurück und verlor sich unter den Masken.

Josephine drängte Reicher zur Heimfahrt. Im Hotel fand sie ein Schreiben ihres Anwalts, der ihr mitteilte, daß vor zwei Tagen Doktor Cajetan im Sanatorium gestorben sei, das Verfahren in der Scheidungssache somit überflüssig wäre.

Ein Herzschlag hatte ihres unglücklichen Gatten Leben geendet. Nun war sie frei.

Bleich fuhr Josephine mit dem Nachtzug von München

fort. Klaus Reicher begleitete sie, umsorgte sie, achtete und ehrte ihr Schweigen.

Anfang März war in Weickertsdorf der Schnee geschmolzen; im Park begann es zu knospen und zu grünen. Man erwartete die neuen Besitzer; in einer Woche sollten Beers kommen.

Aus dem Treibhaus hatte Josephine einen Kranz geholt, den der Gärtner gebunden. Sie trug ihn zu der Stätte, wo unter einer Steintafel Marianne Reicher, geborene Freiin Lobowicz, für immer ruhte. Mit einer Ranke bunter Blumen umwand sie die Urne, die seitwärts der Kapelle auf einem Sockel aufgestellt war und die Asche des verstorbenen Doktor Cajetan enthielt, die nach der Einäscherung hier beigesezt worden war. Es war die letzte Schuld, die sie an dem Toten abzutragen hatte. Nun kam das Leben, doch noch — das blühende Leben. Josephine atmete tief die lenzesmilde Luft.

Plötzlich erschrak sie. Dicht neben ihr hatte jemand ihren Namen gerufen.

Erbleichend sah sie Borinkoff vor sich.

„Was wollen Sie hier?“

Der Russe lachte.

„Ursprünglich suchte ich Sie, um mich Ihnen nähern zu können, beste Freundin. Aber nun — durch eine unglückselige Verkettung von Umständen — kurz — ich muß Sie bitten, nehmen Sie mich hier auf — ein paar Tage — eine Woche — wie lange, weiß ich nicht.“

„Was fällt Ihnen ein?“

„Sie müssen — meine Leure! Sie müssen. — Ver-räter waren in unserer Umgebung. Die anderen erreichten die Grenze, sind in Sicherheit — glauben es auch wohl von mir, sonst hätten sie mir Mittel und Wege gewiesen

oder Anzeichen hinterlassen. Kurz, ich muß zunächst verschwinden. Sie können mir behilflich sein. Reden Sie nicht dagegen, ich hatte mich — allerdings in anderer Absicht — wohl informiert; ich weiß, daß Sie noch acht Tage hier allein auf dem Gut sein werden. Niemand hat mich kommen sehen; ich werde Ihnen sagen, wie Sie mir bei einem Freund in Leipzig Papiere verschaffen können. Das müssen Sie tun und mich solange verstecken. Irgendwo, und wenn's in dem Erbbegräbnis dort hinten wäre. Wenn Sie mir die Papiere verschafft haben, verschwinde ich spurlos über die Grenze.“

Immer hastiger, drängender redend, hatte er in der Erregung ihr Handgelenk umklammert.

Was sollte sie tun? — Morgen wollte Klaus kommen; denn sie dachten den Kindern, wenn sie heimkehrten, zu sagen, daß sie sich vermählen würden. Was wollte dieser Mensch, der einmal in unseliger Stunde ihren Weg gekreuzt, von ihr — der sich zwischen sie und ihr endlich erlangenes Glück stellte? — Dieses eine dunkle Ereignis in ihrem Leben hatte sie Klaus verschwiegen. Sollte nun ihr späterblühendes Glück daran zerbrechen?

Der Russe drängte. „Entscheiden Sie sich! Wenn man uns hier sieht, ist's für Sie schlimmer als für mich, schöne Frau.“

Josephine wandte sich erschauernd um und ging den Weg zurück, den sie gekommen war. Vor der Kapelle blieb sie stehen, wandte sich links zu dem altersmorschen Säulenbau, der als Mausoleum der Lobovicz'schen Verfahren längst nicht mehr die sterblichen Überreste ihrer späteren Nachkommen zu fassen vermochte, denn es lagen ringsum unter Steintafeln schon viele Grabstätten.

„Versuchen Sie, durch das linke Fenster, das mit dem zerbrochenen Gitter, einzusteigen. Geben Sie acht, ich

weiß nicht, in welche Tiefe Sie vom Fenstersims springen müssen. Heute nachmittag werfe ich ein Bündel mit Lebensmitteln zum Fenster hinein und komme dann morgen abend. Sie können mir die Adresse für die Papiere geben.“

Sie hatte hastig gesprochen, ging weiter und sah noch, wie Borinkoff durch die Fensteröffnung verschwand. Nach Fassung ringend, schritt sie dem Hause zu.

So war es nun zu Ende! Alles zu Ende! Sie glaubte nicht daran, daß sie den Peiniger, der einmal ihren Weg gekreuzt, je loswerden könne. Sie kannte die makellose Ehrenhaftigkeit Reichers, der es nie verwinden könnte, daß etwas Unklares in ihrem Leben stand. Sie dachte an den Skandal, den das Lautwerden des geringsten Verdachtes irgend einer Gemeinschaft mit dem Russen hervorrufen mußte, an die Bedrohung, die auch ihren Kindern damit bevorstand. Die schlimmsten Vorstellungen quälten sie.

Viele Stunden saß sie im Fremdenzimmer, in dem sie auf Weickertsdorf wohnte. In ihren Gedanken jagte sich Plan um Plan, was sie mit dem Russen beginnen sollte, um sicher vor ihm leben zu können.

Als es dämmerte, nahm sie ein Tuch und packte Esswaren hinein, die sie dem unheimlichen Menschen bringen wollte. Aber es war ihr noch nicht dunkel genug. Überhaupt, der Gang war schrecklich, denn erst jetzt, seit dieser Abenteurer hier war, seit sie mit ihm gesprochen hatte und nun, da sie ihm Nahrung in ein Versteck bringen wollte, kam sie sich als mitschuldig vor. Und was mußte sie wohl noch für ihn tun? — Wer war das, mit dem sie in Leipzig um Papiere für den Russen unterhandeln sollte? — Das konnte zu weiteren Verwicklungen führen; es gab dann einen Menschen, der wußte, daß sie diesen

Borinkoff kannte. Was konnte eines Tages aus alledem entstehen? — Wie rächte sich nun, daß sie damals das Geld behalten hatte!

In düsteres Sinnen versunken, saß sie noch am Fenster, als es schon so dunkel geworden war, daß ihr im Zimmer die Bilder an der Wand nur als große Flecken erschienen.

Da krachte ein Schuß. Was war das? — Vom Wald her hörte man einen Schuß nie so stark; ein Jäger konnte nicht geschossen haben. Bebend stand Josephine am Fenster und spähte in das Dunkel hinaus. Verworrene Stimmen klangen unter ihrem Fenster; der Gärtner, Diener und Hausmädchen schrien erregt durcheinander. Alle hatten den Schuß gehört; jeder wollte wissen, aus welcher Richtung der Schall gekommen war.

Nun sah Josephine den Forstwart, der, den Hund an der Leine führend, aus einem Seitenweg heraustrat. Er rief den Leuten zu: „Holt Laternen und geht zur Kapelle! Da is vorhin was nich geheuer gewesen. Dreimal hab' ich angerufen! Dann hab' ich in der Richtung auf das alte Grabhaus geschossen; es konnte ja sein, daß die verdammten Kerle, die in der Schonzeit wildern, dort einen Unterschlupf suchen. War keiner drin, was ja schon einmal vorgekommen is, na, dann sind die Kerle wenigstens gewarnt und wissen nun, daß sie in der alten Gruft nich sicher sind.“ — Josephine schloß das Fenster und wartete.

Nach zehn Minuten klopfte es. Der Gärtner kam herein, erzählte Josephine, was sie vorhin schon gehört hatte, und schloß: „Wir haben durch das Fenster in das Grabhaus hineingeleuchtet, aber da war kein Mensch drin. Der Förster muß sich wohl getäuscht haben. Na, es war ja auch bloß so 'ne Vermutung. Herr Reicher war übrigens immer dafür, daß das Fenster zugemauert werden sollte; aber die gnädige Frau wollte das nicht.

Das sage ich nur, weil man das jetzt doch tun könnte; dann brauchte man nicht zu fürchten, daß Leute, die das Licht scheuen, sich dort verstecken können. Wenn der gnädige Herr kommt, will ich ihm das mal sagen."

Josephine verbrachte die Nacht unruhig und lag gegen Morgen völlig wach. Ihr stundenlanges Sinnen über das Ereignis des gestrigen Abends hatte ihr weder Klarheit noch Ruhe gebracht. Vielleicht nur deshalb, weil sie es wünschte, glaubte sie daran, daß Borinkoff nach dem Schuß des Försters aus der Gruft geflohen sei. Gewaltsam um Ruhe ringend, wehrte sie alle weiteren Gedanken ab und begann damit, die kleinen und großen Pflichten des Tages auf sich zu nehmen.

Um elf Uhr kam Klaus Reicher im Wagen an. Als der Gärtner ihm erzählte, was am vergangenen Abend geschehen war, ordnete er an, daß das Fenster des Mausoleums sofort vermauert werden solle. Der Gärtner erklärte sich bereit, dies mit einem Tagelöhner zu tun.

In diesen Stunden bangte Josephine nochmals vor schrecklichen Überraschungen. Aber der Gärtner, der am hellen Tage den ganzen Gruftraum übersehen konnte, hatte nichts gefunden, was ihrer Besorgnis Anlaß zu neuer Angst geboten hätte; Borinkoff mußte die Gruft verlassen haben, und sie rechnete damit, er könne wiederkommen und ihre Ruhe, ihr spät gefundenes Glück und den Frieden ihrer Kinder zerstören.

Beim Abendessen sagte Reicher zu Josephine: „Nun ist die Gruft zugemauert und jedem Spuk der Anlaß genommen. Deine Kinder brauchen sich künftig vor dem Geist eines umgehenden Sünders nicht mehr zu grausen.“

Josephine dachte: „Wenn das nur wahr wäre!“

Dann fand sie einen Anlaß, mit Reicher Weickertsdorf noch am gleichen Abend zu verlassen. —

In der Diele eines Leipziger Hotels saß zwei Tage später Josephine in einem Korbsessel und wartete auf Reicher, der ausgegangen war, um geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen. In nächster Nähe Josephines saß eine alte Dame, die sich von einer jungen Begleiterin aus einer Zeitung vorlesen ließ. Jedes der halbblauten Worte konnte man verstehen. Nun las das junge Mädchen: „Das Ende der russischen Anarchistenverfolgung. Im Krankenhaus starb heute der gestern auf der Flucht durch den Revolverschuß eines Polizisten tödlich getroffene Anarchist Borinkoff, der sich in den letzten Jahren in den Hauptstädten Europas unter verschiedenen Namen herumgetrieben hatte. Er verschied, ohne nochmals zum Bewußtsein gekommen zu sein. Dieser Russe scheint zu den Anarchisten gehört zu haben, die sich nie anders als politisch betätigten. Verbrechen anderer Art hat er offenbar nicht auf dem Gewissen. Es bestätigt sich, daß Borinkoff zuvor zweimal nach den Polizisten, die ihn zu verhaften suchten, geschossen hat, allerdings ohne einen der Männer, die ihre Pflicht zu erfüllen suchten, zu treffen. Der Angriff Borinkoffs nötigte seine Verfolger, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen. Es handelte sich demnach, wie einwandfrei bezeugt ist, um Notwehr. Damit hat die Verfolgung der lange gesuchten russischen Anarchisten in Leipzig ihr Ende gefunden.“

Ein unaussprechlicher Zustand befiel Josephine Cajetan, nachdem sie den Namen Borinkoff gehört hatte. Er war seiner politischen Leidenschaft zum Opfer gefallen und stumm für immer.

Klaus Reicher traf sie wenige Minuten später in seltsamster Stimmung. Sie war ihm nie so glücklich erschienen, und sie verbrachten einen unvergeßlichen Abend miteinander.

Nach dem Einzug Silvies auf Weickertsdorf hielt sich das Paar, das den erstaunten Kindern ihre Verlobung mittheilte, nicht lange auf dem Gut auf. Als sie nach wenigen Stunden abreisten, fanden Beers diesen Entschluß begreiflich. Als das Brautpaar im Wagen zur Bahn abgefahren war, sagte Beer: „Zwei Gräber haben sie hier auf Weickertsdorf. Von jedem liegt ein Stück herbe Vergangenheit hier begraben; ich begreife, daß sie die Erinnerung daran vergessen wollen.“

Am Abend vor ihrer Vermählung mit Klaus Reicher, ehe Josephine den Namen Cajetan ablegte, unter dem sie so viel Leid und Kummer getragen, verbrannte sie in der Stille ihres Zimmers ein grünes Ledertäschchen. Sie wollte nichts in das neue Leben hinübernehmen, das nun für sie begann.

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Der Fall Wislizenus

Roman von Otfried von Hanstein

Doktor Ewald Menzel ging langsam der weitausgedehnten Parkanlage entgegen, in der das große Sanatorium und die Villa des Geheimrat Wislizenus lagen.

Er erinnerte sich, daß ihm nur einmal in seinem Leben so zumute gewesen sei wie an diesem Morgen. Das war an dem Tag gewesen, als er zu seinem Examen gegangen. Nein! Das war doch nicht richtig; damals war er erregt, war vielleicht etwas ängstlich gewesen, heute kam noch etwas anderes dazu: ein schlechtes Gewissen.

Und dann wieder auf Augenblicke erwachte in ihm der Arzt, und er lächelte. Wie oft hatte er Kranke unter seinen Händen gehabt, mit flatternden Herzen, die bald überschnell klopften und dann wieder zu versagen schienen. Heute verstand er den qualvollen Zustand solcher Patienten besser als jemals.

Es war eigentlich noch nicht so lange her, kaum fünf Stunden, seit er vom Ball bei dem Kommerzienrat Söderström heimgekommen war; aber er hatte in diesen fünf Stunden nicht geschlafen.

Es war heiß gewesen auf dem Ball, und der Sekt, den er nicht gewöhnt war, herrlich kühl und erfrischend.

Dann war geschehen, was sein Gewissen bedrückte. Wenn er jetzt daran dachte, begriff er sich selber nicht.

Erna Wislizenus hatte so schön ausgesehen wie nie, hatte so hingebend mit ihm getanzt, und dann...

Wie war es eigentlich gekommen? — Auch sie litt

unter der Hölze. Sie waren in dem kühlen Wintergarten, unter den Palmen und prangenden Orchideen, und dann: er hielt Erna Wislizenus in seinen Armen, sie sah ihn an — und dann hatte er sie geküßt, er, der jüngste Assistent, die Tochter des Geheimrats. Und sie hatte seinen Kuß erwidert.

Das Unglaubliche war geschehen. Wenn er daran dachte, dann empfand er eine Fülle von Glück im Herzen.

Während er sie in den Armen hielt, war die Thür des Wintergartens aufgegangen; Geheimrat Wislizenus war eingetreten, und er hatte deutlich den Blick des alten Herrn auf sich ruhen gefühlt.

Er war eilig zur Seite getreten, und der Geheimrat hatte so getan, als sähe er ihn nicht, hatte der Tochter schweigend den Arm gereicht und sie hinausgeführt.

Ewald war betroffen zurückgeblieben. Er wußte, daß es nun mit allem vorbei sei. Nicht nur der Traum seiner Liebe war dahin; er verlor sicher auch seine Stellung. Der Geheimrat würde ihm, dem jüngsten Arzt, nie vergeben, was er gesehen.

Das alles hatte in den letzten fünf Stunden in ihm gelebt: die Erinnerungen an den Augenblick des Glücks und dann — die Minute der Überraschung.

Jetzt schritt Ewald über den Weg im Park. Anders als sonst. Er überraschte sich dabei, daß seine erregte Phantasie umherflatterte. Den schwarzen Gesellschaftsanzug trug er, weil an diesem Morgen im Sanatorium eine Feierlichkeit stattfand: die Einführung des neuen Leiters der chirurgischen Abteilung, des Doktor von Gordon. Er wußte, daß diese Einführung feierlicher vonstatten gehen sollte als sonst der Eintritt eines neuen Arztes, denn es bedeutete für das Sanatorium einen be-

sonderen Gewinn, einen Arzt, der in jahrzehntelanger Tätigkeit fast einen Weltruf erworben hatte, verpflichtet zu haben. Das sollte gefeiert werden. Ewald kam sich im Gesellschaftsanzug einen Augenblick vor, als sei er im Begriff, vor den Geheimrat zu treten und ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten.

Im Arzteszimmer waren die Kollegen versammelt.

Doktor Alfons Schrecker, der Zweite Assistent, ein eleganter junger Mann mit tadellosen Manieren und etwas verlebtem Gesicht. Ewald mochte ihn nicht, denn er wußte, daß auch Doktor Schrecker sich um Erna bemühte, und wahrscheinlich aussichtsvoller als er, denn Schrecker stammte aus wohlhabender Familie.

Dann waren die jüngeren Unterärzte da, Doktor Kurt Weyer und Doktor Richard Krause, und endlich zwei Herren, die er nicht kannte, und die mit den verlegenen Gesichtern Neueingetretener umherstanden.

Schrecker und Ewald wechselten ein paar höfliche Worte.

Ewald bildete sich ein, man müßte ihm seine Erregung anmerken, und auf Schreckers Gesicht beobachtete er ein leises spöttisches Lächeln: „Wir sind alle ein wenig übernünftig, lieber Herr Kollege, der Sekt beim Kommerzienrat war gut.“

Ewald wurde der Antwort überhoben, denn der Diener des Geheimrats trat ein.

„Herr Geheimrat läßt Herrn Doktor Menzel um eine kurze Unterredung bitten.“

Schauerhaft! So eine nervöse Herzanngst war schrecklich. Ewald glaubte lauter spöttische Gesichter auf sich gerichtet zu sehen. Jetzt kam also die Katastrophe!

Geheimrat Wislizenus stand in seinem Arbeitszimmer, ebenfalls gesellschaftlich gekleidet. Die hohe Gestalt

mit dem bedeutenden Gelehrtenkopf erschien Ewald heute besonders imponierend; die Stimme des alten Herrn klang kühl und sachlich: „Bitte, lieber Kollege, nehmen Sie Platz. Ich möchte vor der heutigen Feier, die ich für unser Sanatorium für einen bedeutungsvollen Wendepunkt halte, Ihnen eine Eröffnung machen. Sie wissen, daß bisher der Leiter unserer chirurgischen Abteilung gleichzeitig mein Erster Assistent war. Es ist selbstverständlich, daß Herr von Gordon eine andere, selbständigere Stellung haben muß. Sie werden noch hören, daß wir auch sonst bedeutende Erweiterungen vornehmen. Es ist also die Stellung des Ersten Assistenten neu zu besetzen. Vielleicht hätte Herr Doktor Schrecker die nächsten Anrechte, aber ich habe besondere Gründe, anders zu handeln, und biete Ihnen, obgleich Sie bisher der dritte unter meinen Assistenten waren, diese Stellung an.“

Ewald glaubte zu träumen.

Er hatte erwartet, entlassen zu werden, und nun bot ihm der Geheimrat eine bevorzugte Stellung, ein doppelt so großes Gehalt wie bisher, und das nach dem, was in dieser Nacht geschehen war. Unfaßbar! Der Geheimrat billigte augenscheinlich seine Liebe zu Erna.

Wislizenus schien die Verlegenheit des jungen Arztes nicht zu bemerken; er sprach weiter: „Sie wissen, daß ich Ihr Können und Ihren Eifer schätze. Geben Sie mir die Hand und würdigen Sie das Vertrauen, das ich Ihnen entgegenbringe. Und nun wollen wir zu den anderen Herren hinüber. Ich hörte ein Auto in den Park fahren, das wird Herr von Gordon mit seiner Gattin sein.“

Ewald hatte den Druck seiner Hand gefühlt, war aufgestanden, ein paar Schritte bis zur Tür gegangen und dann stehen geblieben. Ihm war, als könne er so das Zimmer nicht verlassen, als müsse er irgend etwas über

den gestrigen Abend sagen, etwas anderes als die paar flüchtigen Dankworte, die er für seine Ernennung gesprochen und die ihm so nichtssagend vorkamen.

„Herr Geheimrat, gestatten Sie mir noch eine Frage.“

Wislizenus unterbrach lächelnd.

„Aber ja, den Damen und mir ist der gestrige Ball ausgezeichnet bekommen, nur meine Tochter, die ja schon immer etwas leidend war, fühlt sich abgespannt. Ich werde heute noch mit ihr nach Harzburg reisen, wo sie den Sommer verbringen soll und sich hoffentlich in jeder Weise erholen wird.“

Ewald erbleichte unwillkürlich.

Er hatte sich doch geirrt! Das war eine unmißverständliche Ablehnung auf die ungesprochene Werbung. Nun war er vollends verwirrt.

„Herr Geheimrat . . .“

Wislizenus legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Reden Sie nicht, junger Freund. Sprechen Sie nicht von Dingen, die jetzt nicht gesagt werden dürfen. Wenn ich Ihnen nicht wohl wollte und Sie nicht schätzte, hätte ich Ihnen nicht diese Vertrauensstellung gegeben. Aber Sie müssen mich verstehen. Es besteht ein Unterschied zwischen meinem Ersten Assistenten und meinem Schwiegersohn. Um über derartige Möglichkeiten nachzudenken, kenne ich Sie doch noch zu wenig. Lassen Sie sich damit genug sein, daß ich trotz einer flüchtigen Begebenheit gestern, die ich vergessen will, Ihnen heute diese Stellung anbiete. Ich habe Ihnen keine Absage gegeben, denn ich habe ja von Ihnen keine Werbung gehört. Da wir aber doch einmal davon sprechen, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie sich meiner Tochter in keiner Weise zu nähern versuchen. Überlassen Sie der Zukunft, was in diesem Augenblick noch nicht spruchreif sein kann.“

Ewald drückte dem alten Herrn in überschäumendem Gefühl die Hand. Wislizenus aber war wieder vollkommen kühl und geschäftsmäßig.

„Wir wollen die Herren nicht warten lassen, gehen Sie voran und führen Sie die Kollegen in den großen Operationsaal.“

An der Tür rief Wislizenus Ewald noch einmal zurück. „Was ich noch sagen wollte. Ihre Verhältnisse sind doch vollkommen geordnet? — Mein Erster Assistent darf keinerlei Privat Sorgen haben.“

Ewald antwortete schnell und überzeugend: „Ich habe nie in meinem Leben einen Pfennig Schulden gehabt.“

Im großen Operationsraum des Sanatoriums, der heute durch Palmen und Blumen in einen Festsaal verwandelt war, standen die Ärzte des Hauses. Doktor Schrecker beobachtete forschend Ewald, der erregt ausgesehen hatte, als er aus dem Zimmer des Chefs zurückgekommen war.

Jetzt trat Wislizenus ein, begleitet von Doktor Gordon und seiner Gattin.

Doktor von Gordon war ein großgewachsener Mann, etwa Mitte der Vierzig, mit etwas stark selbstbewußtem Gesichtsausdruck und sorgfältig gepflegtem braunem Vollbart. Seine Gattin war eine schlanke, jüngere, blonde Frau mit lebhaften, klugen Augen.

Geheimrat Wislizenus begann zu sprechen: „Meine Herren und Damen, ich habe die Ehre, Ihnen in Herrn Doktor Bernhard von Gordon den neuen Chefarzt unserer chirurgischen Abteilung vorzustellen. Die mehr als fünfzehnjährige, überaus erfolgreiche Tätigkeit des Herrn Doktor von Gordon ist Ihnen allen bekannt. In den letzten zwei Jahren hat er auf einer Studienreise durch

Amerika die dortigen Methoden kennengelernt, und ich bin überzeugt, daß sein Eintritt für uns den Beginn eines weiteren Aufschwungs bedeutet. Ich gestatte mir ferner, Ihnen Frau Doktor Gerda von Gordon vorzustellen, die nicht nur die Gemahlin ihres beneidenswerten Gatten, sondern auch seine treue Mitarbeiterin ist und als Erste Operationschwester an seiner Arbeit hier teilnehmen wird. Die Vergrößerung unserer Anstalt bringt ferner noch einige andere weitere Veränderungen mit sich. Ich habe Herrn Doktor Ewald Menzel zum Ersten Assistentenarzt, den bisherigen Unterarzt Doktor Kurt Weyer zum Dritten Assistentenarzt ernannt, und die Herren Doktoren Lehnert und Krüger treten neu ein.“

Doktor Schrecker erbleichte über die augenscheinliche Zurücksetzung. Aber der Geheimrat wandte sich verbindlich lächelnd zu ihm.

„Lieber Herr Doktor Schrecker, Sie sind durchaus nicht vernachlässigt, denn mit Ihnen habe ich auch etwas Besonderes vor. Herr Doktor von Gordon war bei seinem Eintritt in das Sanatorium in der Lage, uns einen bedeutenden Dienst zu erweisen. Nur seiner Vermittlung verdanke ich es, daß es mir möglich war, in Amerika ein halbes Gramm Radium, also ein außerordentlich großes Quantum, erwerben zu können, das Herr von Gordon persönlich mit herüber brachte. Wir werden sofort mit der Einrichtung einer besonderen Radiumabteilung beginnen, die sicher segensreich wirken wird. Zum Leiter dieser Abteilung habe ich Herrn Doktor Schrecker bestimmt. — Nun, meine Herren, lassen Sie uns ein Glas Sekt miteinander leeren, und dann wollen wir an unsere Arbeit gehen. Ich werde heute nachmittag auf etwa vierzehn Tage verreisen. Herr Doktor Menzel, Sie werden mich in dieser Abwesenheit mit allen notwendigen Voll-

machten vertreten, ich bitte Sie um zwölf Uhr zur näheren Besprechung in mein Privatzimmer.“

Seht wurde herumgereicht, die einzelnen Herren miteinander und mit Frau von Gordon bekannt gemacht und Glückwünsche ausgetauscht.

Doktor Schrecker gratulierte Ewald, allerdings mit süßsaurem Gesicht. Trotz seiner Ernennung fühlte er sich gedemütigt, denn Doktor Menzel, bisher unter ihm stehend und jünger als er, war als Erster Assistent und Vertreter des Chefs sein Vorgesetzter.

Es war kurz vor Mitternacht am gleichen Tage.

Am Nachmittag hatte der Geheimrat nochmals alle Herren versammelt, das Kästchen mit dem wertvollen Radium wurde hereingebracht und in einem Experimentavortrag seine Wirkung gezeigt.

Wislizenus hatte recht, stolz zu sein. Wo gab es in Deutschland ein anderes Privatsanatorium, das pekuniär in der Lage war, einen solchen Schatz zu erwerben, und welcher Arzt besaß Verbindungen, daß man ihm überhaupt solchen Schatz verkaufte? Dann ward das Radium zunächst in den Geldschrank des Geheimrats eingeschlossen, und als Wislizenus abreiste, hatte Doktor Ewald Menzel, nun für vierzehn Tage stellvertretender Chef des Sanatoriums, die Schlüssel erhalten.

Als Ewald im Arbeitszimmer des Geheimrats saß, glaubte er wieder zu träumen. Neben diesem Arbeitszimmer war ein anderer Raum mit einem Bett, in dem der Geheimrat manchmal schlief, wenn ein besonders schwerer Fall auch während der Nacht seine Anwesenheit in der Klinik forderte. In diesem Zimmer sollte Ewald während seiner Vertretung wohnen, um immer gleich zur Hand zu sein.

Es war still im Haus. Nur die Nachtwachen gingen bisweilen mit leisen Schritten über die Korridore, und nur im Operationsaal, in dem Doktor von Gordon zum erstenmal tätig war, brannte noch Licht.

Ewald war müde, weil er die vorige Nacht nicht geschlafen hatte, aber er konnte nicht ruhen. Die plötzliche Veränderung seines Schicksals, gestern der Augenblick im Wintergarten, heute die Tatsache, daß er hier saß, hielt seine Nerven in Erregung.

Großes Glücksgefühl war in ihm, dem sich die Aussicht auf eine herrliche Zukunft bot. Nun saß er am Schreibtisch des Chefs und benutzte die Nachtstunde dazu, seiner alten Mutter in Göttingen von allem, was heute geschehen war, in einem langen Brief zu berichten.

Die Glocke schrillte. Ewald zuckte zusammen.

Er lächelte sofort über sein Erschrecken. Was konnte es anders sein als ein Kranker, der ins Haus gebracht wurde. Er steckte schnell den beendeten Brief in den Umschlag, schloß ihn und schrieb die Adresse. Dann stand er auf, um dem Kranken entgegenzugehen.

Da pochte es an der Tür.

„Herr Doktor, ein Brief für Sie.“

Es gibt Augenblicke, in denen man fühlt, daß uns etwas Unangenehmes bevorsteht. So war es Ewald zumute, als er den Umschlag aufriß und las:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich warte in Ihrer Wohnung. Ich muß Sie unbedingt noch heute nacht sprechen und bitte Sie, augenblicklich zu kommen.

Gunther.“

Ewald erblaßte und lächelte bitter. Das überraschende Glück konnte nicht ohne Rückschlag bleiben.

Er überlegte, dann nahm er Hut und Mantel und trat auf den Korridor.

„Ist Herr Doktor Schrecker noch da?“

„Er hat eben Herrn Doktor Weyer die Nachtwache übergeben und will das Haus verlassen.“

Ewald ging in das Arztezimmer und fand dort Schrecker in Hut und Mantel.

„Lieber Kollege, ich habe eine Bitte an Sie.“

„Aber selbstverständlich, mit größtem Vergnügen!“

Trotz seiner Erregung fiel Ewald auf, daß Schrecker sich übertrieben zuvorkommend benahm. Seine Bereitwilligkeit hatte fast etwas Spöttisches an sich, als wolle der Zurückgesetzte seinen Groll in einer herausfordernden Hervorkehrung des Respektes gegen den Vorgesetzten zeigen.

„Ich erhielt eben eine Nachricht, die mich nötigt, auf eine halbe Stunde das Haus zu verlassen. Würden Sie die große Liebenswürdigkeit haben, solange hier zu bleiben, ich bin so schnell als möglich wieder zurück und möchte gerne ...“

„Mit größtem Vergnügen!“

Doktor Schrecker hatte blitzschnell einen Gedanken gefaßt. Er fühlte seit dem Vormittag in seiner etwas schrankenlosen Art Todfeindschaft gegen den jüngeren Kollegen, der ihm nun vorgesezt war, obgleich er die Gründe des Geheimrats kannte. Nur der Chef wußte, daß er kein vermögender Mann mehr war und nicht geringe Schulden besaß. Schrecker kannte Wilizenus' strenge Grundsätze in diesem Punkt, und daß dies der Grund war, daß er ihn übergangen hatte; trotzdem grollte er Ewald. Jetzt bot sich gute Gelegenheit, einen zweiten Verbündeten zu finden.

Der Geheimrat überließ dem Dritten Assistenten, wenn nichts Besonderes vorlag, die Nachtwache allein.

Ewald Menzel hatte diesen Dienst oft genug gehabt,

jetzt wirkte das Verhalten Ewalds als Mißtrauen gegen Doktor Weyer, und das wollte er benutzen. Ewald dachte nicht daran und ging rasch davon.

Doktor Schrecker sah ihm gedankenvoll nach. Es war klar, daß Menzel etwas Unangenehmes erlebt haben mußte; er sah fast verstört aus. Das mußte eine seltsame Bewandtnis mit diesem plötzlichen nächtlichen Gang haben. Jedenfalls beschloß Doktor Schrecker ihm nachzuspüren.

Ewald war hastig die Treppen zu seiner Wohnung emporgeeilt, schloß auf und trat ein.

In seinem Zimmer saß Friedrich Gunther auf dem Sofa und las in einer Zeitung. Er war ein kleiner, unterseßter Mann mit glattrasiertem, ziemlich unbeweglichem Gesicht und spärlichem grauem Haar.

Jetzt stand er auf und trat Ewald entgegen.

„Ich gratuliere Ihnen zum Ersten Assistenten.“

„Sie wissen schon . . .?“

„Ja! Und ich freute mich außerordentlich.“

Die augenscheinlich erheuchelte Anteilnahme dieses Mannes, die auf Ewald im höchsten Grad unangenehm wirkte, berührte ihn peinlich.

„Ich glaube wohl kaum, daß Sie mich hierherbestellt haben, lediglich um mir zu gratulieren.“

„Das allerdings nicht, aber ich hoffe, daß die unerwartete Änderung Ihrer Lage für uns alle außerordentlich angenehm ist.“

Ewald wehrte ärgerlich ab.

„Was wünschen Sie von mir?“

„Eine kurze geschäftliche Latsache habe ich Ihnen mitzuteilen. Ich war heute abend bei Ihrem Herrn Bruder. Erst vor einer Stunde kam ich mit der Bahn hier an und

bin gleich zu Ihnen gegangen, denn die Angelegenheit ist dringend.“

„Nun also?“ —

„Ihr Herr Bruder ist zahlungsunfähig.“

Ewald, der sich gezwungen hatte, ruhig zu bleiben, und sich Gunther gegenübergesetzt hatte, sprang auf.

„Mein Bruder zahlungsunfähig?“

Gunther zuckte die Schultern.

„Das ist in der jetzigen Zeit gar nicht so verwunderlich. Er hat gewiß alles getan, was er konnte, aber er mußte mir heute erklären, daß er den morgen fälligen Wechsel über fünfzigtausend Mark, den ich in der Hand habe, nicht einlösen kann. Ich habe das kaum anders erwartet. Wer hat heut bares Geld?“

„Und was wollen Sie tun?“

„Das hängt von Ihnen ab, Herr Doktor.“

„Von mir? — Wieso?“

„Sie wissen, daß Sie vor drei Monaten, als ich den Wechsel verlängerte, schriftlich Bürgschaft übernommen haben, und zwar in der Weise, daß Sie sich verpflichteten, falls Ihr Herr Bruder seinen Verpflichtungen nicht nachkäme, vierzehn Tage nach Verfall die Schuld zu bezahlen.“

„Wo soll ich fünfzigtausend Mark hernehmen?“

„Das weiß ich nicht. Aber ich muß annehmen, daß Sie in der Lage sind, das Geld zu beschaffen, sonst hätten Sie die Bürgschaft doch nicht übernommen.“

„Das tat ich, weil mein Bruder mich herzlich bat, weil er mir auf das allerbestimmteste versicherte, daß er das Geld beschaffen würde. Weil er mir sein Ehrenwort darauf gab, und weil ich mich verpflichtet fühlte, meinem Bruder, dem ich vertraute, zu helfen.“

„Dann haben Sie unvorsichtig gehandelt! Wenn ich nun ein gewissenloser Mensch wäre, hätten Sie sich sogar

strafbar gemacht, denn Sie haben eine Verpflichtung übernommen, von der Sie anscheinend schon damals wußten, daß es Ihnen nicht möglich sein würde, sie zu erfüllen.“

„Herr Gunther, ich bin kein Kaufmann! Ich sagte Ihnen eben, daß ich fest darauf vertraute, daß mein Bruder seine Schuld einlöste. Sie werden verstehen, daß ich mich verpflichtet hielt, für ihn einzutreten.“

„Schön! Dann müssen Sie nun auch Ihr Wort einlösen. Sollte dies nicht geschehen, so wäre es meine Pflicht, wenn morgen der Wechsel nicht eingeht, gegen Ihren Herrn Bruder Konkurs zu beantragen, und selbstverständlich müßte ich auch Ihnen gegenüber Schritte unternehmen.“

„Herr Gunther, ich kann Ihnen heute und morgen die fünfzigtausend Mark nicht geben, ich kann mich nur verpflichten, Ihnen die Summe in monatlichen Raten abzuführen. Ich handelte übrigens nicht so leichtfertig, wie Sie annehmen. Ich besitze einen Wertgegenstand, von dem ich bestimmt hoffe, daß ich dafür so viel bekommen werde, um die Schuld decken zu können. Es sind zwei altchinesische Bronzetafeln, die mein Vater aus Peking mitgebracht hat, und von denen er erklärte, daß sie hohen Museumswert haben. Sie müssen mir Zeit lassen. Wenn es mir auch schwer wird, mich von diesem Andenken zu trennen — ich will doch sofort versuchen, die Tafeln zu verkaufen.“

Gunther schüttelte den Kopf.

„Das sind Phantastereien; solche sogenannte chinesische Altertümer erweisen sich meist als wertlos. Wie ich weiß, hat Ihr Herr Vater die meisten Stücke, die er von seiner Reise mitbrachte, verkauft; er würde gewiß auch die Tafeln losgeschlagen haben. Es gibt nur einen Weg...“

„Was meinen Sie?“

„Wenn Sie mir innerhalb der vierzehn Tage, die ich Ihnen bewilligen muß, einen vollwertigen Bürgen stellen.“

„Wer soll denn für mich bürgen?“

„Geheimrat Wislizenus.“

„Sie wissen, daß dies unmöglich ist. Meine ganze Zukunft wäre verloren, wenn der Geheimrat auch nur erfährt, daß . . .“

„Sie sind ein Kind. Setzen Sie sich ruhig hin. Wir wollen uns nichts verheimlichen, Sie werden doch der Schwiegersohn des Geheimrats.“

„Herr Gunther!“

„Lassen Sie mich ausreden! Ich bin gut unterrichtet. Es ist doch ein seltsames Zusammentreffen, daß Sie gestern, wie mir meine Freunde berichteten, auf dem Ball des Kommerzienrats Söderström sich auffallend um die Gunst der jungen Dame bemüht haben, so auffallend, daß es auch ihr Vater bemerkt haben muß, und einen Tag später macht Sie der Geheimrat unter Übergehung anderer Herren zu seinem Vertreter und Ersten Assistenten.“

Ewald fühlte sich gemartert.

„Ich muß Sie ernstlich bitten, daß . . .“

„Lassen Sie mich reden! Sie sind ein tüchtiger Arzt, ein Mann, dem der Geheimrat Vertrauen schenkt. Nach meiner Ansicht ist er entschlossen, Sie als Schwiegersohn willkommen zu heißen. Sie nehmen augenblicklich Ihre Lage viel zu tragisch. Ich verlange ja nicht jetzt die fünfzigtausend Mark. Ich verlange sie erst an dem Tage, an dem Sie heiraten, und will bis dahin nicht einmal eine Abzahlung, will auch nichts gegen Ihren Herrn Bruder unternehmen. Ich meine es gut mit Ihnen! Jetzt stehen

Sie in der Gunst des Geheimrats, wer weiß, was später geschieht. Schmieden Sie das Eisen, solange es warm ist. Wenn innerhalb vierzehn Tagen Ihre Verlobung mit Erna Wislizenus veröffentlicht wird, werde ich mit einem Schuldschein von Ihnen, fällig am Tage der Hochzeit, zufrieden sein.“

„Herr Gunther! Ganz abgesehen davon, daß es mich im Tiefsten meines Herzens empört, meine heiligsten Gefühle mit derartigen Geschäften in Verbindung zu bringen, um ganz offen zu sein, ich habe dem Geheimrat mein Ehrenwort gegeben, mich ein Jahr lang in keiner Weise der jungen Dame zu nähern.“

„Gut! Ein Ehrenwort muß man halten. Dann gestehen Sie dem Geheimrat offen Ihre Lage. Wenn er mir dafür bürgt, daß Sie monatlich abzahlen, bin ich auch zufrieden.“

„Das ist unmöglich! Er fragte mich heute, ob ich Schulden hätte, und ich gab ihm mein Wort, daß dies nie der Fall gewesen sei.“

„Das war wieder leichtfertig gehandelt.“

Ewald fuhr auf. „Das war es nicht! Ich habe nie Schulden gehabt.“

„Mir schulden Sie fünfzigtausend Mark.“

„Die schuldet Ihnen mein Bruder.“

„Eine Bürgschaft ist auch eine Schuld.“

„Sie sind . . .“

„Warum wollen Sie mich beleidigen? — Auch ich bin kein reicher Mann, und Sie können mir nicht verdenken, wenn ich zu meinem Geld kommen will. Ich bin überzeugt, daß Sie den Geheimrat überschätzen. Wir wollen jetzt darüber nicht weiter reden, es wäre töricht, wenn wir uns gegenseitig erbittern würden. Heute ist der dreißigste April. Ich erwarte am dreizehnten Mai in meinem Büro

Ihren Besuch. Bringen Sie mir das Geld oder die Nachricht Ihrer Verlobung oder die Bürgschaft des Geheimrats, dann ist alles in bester Ordnung. Tun Sie das nicht, und sind Sie zu zaghaft, wo es nottut offen zu reden, dann ist es meine Pflicht als Kaufmann und Familienvater, gegen Ihren Bruder und Sie vorzugehen, und ich würde dann allerdings gezwungen sein, auch den Geheimrat Wislizenus davon zu unterrichten. Sie haben also zwölf volle Tage Zeit zum Überlegen und zum Handeln. Und nun darf ich Sie wohl bitten, mich hinunterzuführen, denn das Haustor wird geschlossen sein.“

Ewald wollte auffahren, aber er bezwang sich. Er fühlte sich in diesem Augenblick zu verwirrt, um klare Gedanken fassen zu können. Schweigend geleitete er Gunther die Treppe hinab und trat auf die Straße. Er achtete nicht darauf, daß Gunther höflich den Hut zog, und ging langsam zum Sanatorium zurück.

Eine volle Stunde war vergangen, seit er die Klinik verlassen hatte. Er fand Doktor Schrecker im Arbeitszimmer des Chefs.

„Verzeihen Sie, lieber Kollege, es dauerte etwas länger.“

Schrecker sah ihm in das verstörte Gesicht.

„Sie haben etwas Unangenehmes erlebt?“

„Meine Mutter ist schwer erkrankt.“

Schrecker betrachtete ihn prüfend.

„Herzliche Teilnahme.“

„Ich werde wohl bald zu ihr reisen müssen.“

„Begreiflich.“

Doktor Schrecker hatte den Mantel angezogen.

„Soll ich vielleicht den Brief hier in den Kasten stecken?“

Es war der Brief nach Göttingen, den Ewald vorher geschrieben. Er sagte zerstreut: „Wenn Sie so liebenswürdig sein wollen.“

Während Schrecker, den Brief in der Hand, das Zimmer verließ und die Tür hinter sich schloß, sank Ewald in den großen Lehnstuhl des Geheimrats und bedeckte die Augen mit der Hand. Er war in diesem Augenblick unfähig zu denken.

Doktor Schrecker stand auf der Straße, las beim Schein einer Laterne die Aufschrift des Briefes und wunderte sich.

„Seltsam, er war sichtlich verstört. Die Krankheit der Mutter ist augenscheinlich nur ein Vorwand, wäre sie krank, würde er jetzt nicht einen Brief absenden, den er zu einer Zeit geschrieben, als er von der Krankheit nichts wußte.“

Herr Doktor Schrecker steckte den Brief in den Kasten, lächelte zufrieden und ging in ein Haus, in dem er zwar nicht wohnte, aber in dem ein geheimer Spielklub war, wo man ihm trotz der späten Nachtstunde noch die Tür öffnete.

Acht Tage waren vergangen. Tage, die Ewald in unaufhörlicher Unruhe verbracht hatte, in denen er alle Kraft zusammennehmen mußte, um über seine Sorgen die Verantwortung, die er im Sanatorium zu tragen hatte, nicht zu vernachlässigen. Es lag viel Arbeit auf seinen Schultern. Das Sanatorium war voll besucht, und er, während der Abwesenheit des Chefs Leiter der inneren Abteilung, hatte unausgesetzt zu tun, zumal er selbständig handeln mußte und viele schwere Fälle vorlagen. Daneben lastete noch der ungewohnte Verwaltungsdienst auf ihm, in den er sich erst einarbeiten mußte. Eine Erleichterung war es,

daß Doktor von Gordon die chirurgische Abteilung selbständig führte.

Alle diese Arbeit hätte ihm Freude bereitet, wenn ihn nicht die persönlichen Sorgen so niedergedrückt hätten. Nur späte Nachtstunden konnte er sich abringen, um für sich nach einem Ausweg zu suchen.

Was gab es für einen Ausweg?

Er hatte seinem Bruder geschrieben und eine verzweifelte Antwort erhalten. Walter Menzel hatte alles getan, was er konnte, war selbst niedergebrochen, aber er wußte keinen Rat.

Dann hatte Ewald an Professor Kirchheimer, den Direktor eines Kunstgewerbemuseums geschrieben. Der war mit seinem Vater befreundet gewesen und kannte auch jene chinesischen Platten, die Ewalds einzige Hoffnung waren, die aber noch in der Wohnung der Mutter in Göttingen lagen.

Am liebsten wäre er sofort nach Göttingen gereist, hätte sie geholt und wäre mit ihnen nach München gefahren, aber er konnte das Sanatorium nicht verlassen, während der Chef fort war. Und der Mutter zu schreiben, ihm die Platten zu senden, war zwecklos. Die alte, schlichte Frau wußte wohl kaum, wo sie waren und was er meinte. Ewalds Vater war Volksschullehrer gewesen, der während des großen Weltkrieges nach einer abenteuerlichen Flucht aus Sibirien nach China verschlagen worden war, und den ein Zufall später auf der Heimreise mit dem Professor Kirchheimer zusammengeführt hatte.

Am siebenten Tage war Antwort aus München gekommen.

„Ihr Herr Vater hat mir allerdings jene Platten geschildert, und es ist möglich, daß diese Stücke wertvoll sind. Gesehen habe ich sie nicht, weil die Platten, als ich

Ihren Herrn Vater kennenlernte, nach Deutschland unterwegs waren. Als ich zwei Jahre später von einer Studienreise zurückkam, war Ihr Herr Vater gestorben. Ich habe vor, bis zum ersten Juni zu verreisen, wenn Sie mir die Platten nach meiner Heimkehr vorlegen wollen, und wenn die Stücke den erhofften Wert haben, käme ein Ankauf für das Museum vielleicht in Frage.“

Also auch diese Hoffnung war vorläufig gescheitert.

Am ersten Juni erst kam der Professor nach München zurück, bis zum dreizehnten Mai mußte Ewald das Geld schaffen. Am fünfzehnten Mai kehrte Geheimrat Wislizenus heim.

Am achten Mai entschloß Ewald sich zu einem schweren Gang. Er hatte in dieser ganzen Zeit das Gebäude des Sanatoriums nicht verlassen und tat es auch jetzt ungern, aber es mußte sein. Er nahm ein Auto, um schnell wieder daheim zu sein.

Zufällig stand Doktor Weyer, der junge Dritte Assistenzarzt, dabei, als er den Wagen bestieg.

„Auguststraße siebenundzwanzig.“

Eine halbe Stunde später — denn der Weg war weit — ging er die Treppe des alten Geschäftshauses hinauf und klingelte an der Tür des Kaufmanns Friedrich Gunther.

Ein schwächlicher, langaufgeschossener jüngerer Mann öffnete.

„Ist Herr Gunther zu sprechen?“

„Bitte, treten Sie ein.“

Das Büro war wohl geschlossen, denn sie durchschritten ein großes, leeres Zimmer, in dem während des Tages wahrscheinlich einige Tippfräuleins saßen, und traten dann in ein einfach eingerichtetes Privatkontor, in dem außer einem Doppelpult und einigen mit Akten bestellten Regalen nur ein paar Stühle standen.

„Bitte, womit kann ich dienen?“

„Ich möchte Herrn Gunther persönlich sprechen.“

„Bedaure, Herr Gunther ist auf ein paar Wochen ins Ausland gereist. Ich bin sein Vertreter und bin über alles Geschäftliche unterrichtet.“

Wieder eine Enttäuschung! Ewald zwang sich zur Ruhe.

„Ich bin Doktor Ewald Menzel, ich weiß nicht . . .“

„Sawohl, der Fall ist mir bekannt.“

„Sie wissen, daß Herr Gunther fünfzigtausend Mark von mir verlangt, aus einer Bürgschaft für meinen Bruder?“

„Ganz recht, bis zum dreizehnten dieses Monats, falls Sie bis dahin nicht . . .“

Ewald unterbrach mit abwehrender Bewegung. Er mochte nicht noch einmal aus dem Mund dieses fremden Mannes eine Verquickung seiner Schuld mit dem Namen Ernas hören.

„Ich glaube eine Möglichkeit gefunden zu haben, das Geld zu schaffen.“

„Sehr erfreulich.“

„Wollen Sie diesen Brief des Herrn Professor Kirchheimer lesen. Wie Sie auch aus dem Briefbogen ersehen, ist dieser Herr Direktor eines Kunstgewerbemuseums und nicht abgeneigt, jene chinesischen Platten, von denen ich Herrn Gunther erzählte, zu kaufen.“

Der Buchhalter las den Brief und schüttelte den Kopf.

„Ich sehe zunächst daraus nur, daß Herr Kirchheimer bis zum ersten Juni verreist ist.“

„Deshalb kam ich ja hierher. Es ist doch wohl selbstverständlich, daß Herr Gunther mir diese vierzehn Tage Frist bewilligen wird.“

„Was Herr Gunther in diesem Fall tun würde, kann

ich nicht wissen, ich muß mich als Angestellter nach den Vorschriften richten, die er mir vor seiner Abreise gab, und diese besagen, daß ich, im Falle Sie nicht zahlen, spätestens am fünfzehnten Mai gegen Ihren Herrn Bruder Konkurs beantragen muß, gegen Sie habe ich Zivilklage auf Zahlung von fünfzigtausend Mark einzureichen und gleichzeitig Herrn Geheimrat Wislizenus von der Sachlage Mitteilung zu machen. Anders läge der Fall, wenn Sie mir vorher die schriftliche Bürgschaft des Herrn Geheimrat brächten, oder wenn . . .“

Ewald unterbrach: „Sie sind selbst noch ein junger Mann. Auch Sie wollen vorwärts kommen im Leben. Sie müssen mich verstehen! Meine Existenz, mein Lebensglück stehen auf dem Spiel. Ich bitte Sie herzlich, geben Sie mir vierzehn Tage bis zum ersten Juni Zeit. Sie sehen doch, daß ich mir alle erdenkliche Mühe gebe, das Geld zu beschaffen, und Sie wissen doch, daß es keine leichtsinnige Schuld ist, die auf mir lastet.“

Ewald fühlte sich gedemütigt, daß er sich zu solchen Bitten erniedrigen mußte.

Der Buchhalter erwiderte: „Geehrter Herr Doktor, so gern ich Ihnen gefällig sein möchte, Sie müssen einsehen, daß ich als Angestellter mich genau nach den Anordnungen meines Chefs richten muß. Mir steht kein Recht zu, irgendwie selber zu verfügen.“

„Ist es denn nicht möglich, an Herrn Gunther zu schreiben? — Wie lautet seine Adresse?“

„Die ist mir augenblicklich unbekannt. Herr Gunther war überarbeitet, ist irgendwo auf Reisen und will in keiner Weise behelligt sein.“

„Sie wollen mir also nicht helfen?“

Ewald konnte nicht hindern, daß seine Stimme gereizt klang.

„Bitte sehr, ich wollte das gern tun, aber ich kann nicht. Ich will Ihnen entgegenkommen, soweit ich vermag. Ich erwarte bis zum vierzehnten Mai abends zehn Uhr Ihren Besuch zur Ordnung der Angelegenheit, mehr darf ich nicht zusagen.“

Niedergeschlagen verließ Ewald das Haus und kehrte in das Sanatorium zurück.

Als er wieder eintrat, wartete Herr von Gordon in seinem Zimmer.

„Lieber Kollege, das Radium befindet sich unter Ihrem Verschuß, ich möchte eine Bestrahlung vornehmen.“

Ewald sah ihn erst einen Augenblick verständnislos an, in Gedanken war er noch zu sehr mit seinen Sorgen beschäftigt, als daß er sofort verstanden hätte, dann sagte er: „Gewiß, Herr Direktor.“

Gordon sah Ewald ernst und gütig an.

„Sie sind nervös, lieber Kollege. Mir scheint, Sie nehmen die Vertretung des Geheimrats zu schwer, Sie gönnen sich ja kaum in der Nacht Ruhe; ich bin wenigstens nie zu irgend einer Zeit ins Sanatorium gekommen, ohne Sie bei der Arbeit zu finden. Sie müssen auch an Ihre Gesundheit denken.“

„Gewiß, gewiß.“

Die gütigen Worte berührten Ewald angenehm.

Er schloß den Schrank auf und holte das Kästchen mit dem Radium heraus. Gordon hielt es lächelnd in seiner Hand.

„Ist doch eigentlich toll, daß so ein kleines Körnchen eine halbe Million Goldmark wert ist.“

Unwillkürlich zuckte Ewald zusammen.

Eine halbe Million! Und sein ganzes Leben sollte wegen fünfzigtausend Mark zugrunde gehen.

„Darf ich bei der Bestrahlung dabei sein? — Das ist ein Gebiet, das ich aus Erfahrung nicht kenne.“

„Wenn Sie es wünschen, gern! Dann bin ich auch nachher die Verantwortung los, und Sie können das Radium gleich wieder einschließen.“

Die Bestrahlung wurde ausgeführt. Nachdem sie geschehen war, schloß Ewald das kostbare Kästchen wieder in den Tresor und setzte sich in den Sessel des Arbeitszimmers. Es war nicht die erste Nacht, die er schlaflos verbracht hatte, und auch heute wußte er, daß es vergeblich sein würde, auf Schlaf zu hoffen.

Am späten Abend kam Doktor Schrecker noch einmal zu ihm.

„Arbeiten Sie denn immer?“

„Ich kann doch nicht schlafen, ich bin zu nervös.“

„Nehmen Sie Veronal, dann schläft man, auch wenn Gott weiß was das Gewissen belastet.“

Ewald erschrak.

Was wußte dieser Mensch? — Was sollte das heißen?

Aber Doktor Schrecker war, ein Liedchen vor sich hinträllernd, wieder hinausgegangen. Gewiß hatte er nur einen Scherz gemacht. Noch konnte ja niemand etwas wissen.

Unwillkürlich fiel Ewalds Blick in den Spiegel; er erschrak vor seinem Aussehen.

Sie hatten recht, sowohl der gütige Doktor Gordon wie auch der sicher boshafte Schrecker. Er mußte schlafen. Also war es wohl gut, Veronal zu nehmen.

Er hatte das Schlafmittel zur Hand, nahm eine starke Dosis, legte sich in das Bett im Nebenzimmer und schlief bald so fest und tief, daß ihn am nächsten Morgen der Sanatoriumsdiener wecken mußte.

Der dumpfe Schlaf hatte ihm keine Erfrischung ge-

bracht. Kaum war er munter, als auch seine Sorgen wieder vor seiner Seele standen. —

Am Abend dieses Tages kam unerwartet Geheimrat Wislizenus zurück, früher, als er erwartet wurde.

Ewald hatte eben den abendlichen Rundgang bei den Kranken beendet und saß im Zimmer des Chefs, das Journal vor sich, um die täglichen Eintragungen zu erledigen, da hörte er die Stimme des Chefs auf dem Korridor.

Wislizenus stand vor der Thür und sprach mit Doktor von Gordon, er konnte die Worte deutlich verstehen.

„Nun, wie steht's, lieber Kollege?“

„Alles in Ordnung, lieber Geheimrat, die chirurgische Abteilung ist fast belegt, auch ein paar schwere Fälle sind da, aber ich hoffe, wir kriegen die Patienten durch.“

„Gut. Und wie hat sich Menzel angelassen?“

„Pflichteifrig, aber vorläufig noch allzu nervös. Arbeitet sich kaputt und traut sich kaum eine Minute zu schlafen. Er scheint mir zu gewissenhaft.“

„Jedenfalls besser als umgekehrt.“

„Müssen ihn bald einmal ausspannen lassen.“

„Wird alles werden! Heute bin ich nur ein paar Stunden hier; ich muß mit dem Nachtzug noch einmal zu einer Konsultation nach Hannover.“

„Dann also für heute gute Nacht.“

Wislizenus trat ein. Unwillkürlich klopfte Ewald das Herz.

„Guten Abend, lieber Menzel, alles in Ordnung?“

„Jawohl, Herr Geheimrat.“

Ewald ärgerte sich über sich selber. Das plötzliche Zurückkommen des Geheimrats hatte ihn so erschreckt, daß seine Stimme etwas zitterte.

Wislizenus sah ihn prüfend an und bot ihm die Hand.

„Mann Gottes, wie sehen Sie denn aus? — Ist denn etwas los?“

„Ich wüßte nicht. Nein.“

Der Chef sah ihn noch einmal forschend an; dann ließ er sich Bericht erstatten, sah das Journal durch und machte noch einen Rundgang bei den Kranken.

Ewald blieb im Zimmer, um seine Eintragungen zu vollenden, aber er vermochte es nicht. Er schritt hin und her und war voller Zweifel und wechselnder Entschlüsse. Er fühlte, daß es ihm unmöglich sein würde, tagelang neben dem Geheimrat einherzugehen, immer erwartend, daß jede Stunde die Katastrophe eintreten mußte, daß der Augenblick kommen mußte, in dem dieser Mann, der vielleicht wirklich väterlich für ihn fühlte, ihn der Lüge bezichtigen würde.

Wislizenus kam zurück.

„Ich bin außerordentlich zufrieden mit Ihnen, es ist alles in vorzüglicher Ordnung, aber was ist Ihnen denn? — Wie sehen Sie aus, wie kann man sich in ein paar Tagen so überarbeiten? — Sind Sie krank?“

„Nein, Herr Geheimrat.“

Unwillkürlich schlug Ewald die Augen nieder und fühlte, daß die Blicke des Chefs forschend und fragend auf ihm ruhten.

Da nahm er sich zusammen und richtete sich auf.

„Herr Geheimrat!“

„Nun?“

„Ich muß Sie bitten, ein Geständnis anzuhören.“

„Ein Geständnis?“ wiederholte Wislizenus erstaunt.

„Schwerer Kummer lastet auf meiner Seele.“

Ein kurzer, prüfender Blick, dann deutete der alte Arzt auf einen Sessel.

„Setzen Sie sich und erzählen Sie mir, was Sie be-

drückt, wenn es in meiner Macht steht, Ihnen zu helfen . . .“

Der gütige Ton der Stimme verwirrte Ewald noch mehr; er blieb stehen und sprach stockend: „Herr Geheimrat, ich habe Sie an jenem Tag, an dem Sie mir das Vertrauen schenkten, mich zu Ihrem Ersten Assistenten zu wählen, ohne es zu ahnen, belogen.“

Ein Zug so wehmütiger Trauer lag über dem Gesicht des jungen Mannes, daß Wislizenus ergriffen fragte: „Sie haben mich belogen?“

„Ja, Herr Geheimrat, Sie fragten mich damals, ob meine Verhältnisse geordnet seien. Ich gab Ihnen mein Wort, daß dies so sei, und damit habe ich Sie belogen, denn ich habe fünfzigtausend Mark Schulden, die mich zugrunde richten werden.“

Wislizenus war auch aufgestanden und sah ihn an mit einem Ausdruck, als zweifle er an seinem Verstand.

„Sie haben fünfzigtausend Mark Schulden? — Fünfzigtausend Mark? — Wie ist denn das möglich?“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen alles erkläre.“

Der Geheimrat setzte sich wieder.

Er hatte in seinem langen Leben viele Enttäuschungen erlebt, dem jungen Mann hatte er vertraut, war entschlossen gewesen, ihm das Glück seines einzigen Kindes anzuvertrauen, und nun —?

Ewald war ruhig geworden und sprach leise, fast wie von einer Sache, die einen Dritten angeht. Er erzählte von seinem Bruder, von der Verzweiflung dieses Mannes, der für eine große Familie sorgen mußte und den die traurigen Wirtschaftsverhältnisse ins Bankrott gebracht hatten. Er erzählte von jenem Abend, an dem sein Bruder vor ihm stand, ihn um seine Bürgschaft bat und ihm wieder und wieder versicherte, daß er in der Lage sei, zur

rechten Stunde das Geld zu beschaffen, daß er deswegen selber ruhig war und auch an jenem Tag, als Wislizenus ihn fragte, nicht an die Bürgschaft gedacht habe.

Dann sprach er von Gunthers Besuch in jener Nacht, von den Qualen all der Tage, von den Forderungen, die Gunther gestellt, von den Hoffnungen, die ihm der Professor aus München gemacht, und endlich von dem letzten verzweifelten Versuch gestern abend bei Gunthers Buchhalter.

Der Geheimrat hatte schweigend zugehört. Nun sagte er langsam: „Schade, schade!“

„Ich lege mein Schicksal in Ihre Hand. Es war meine Pflicht, Ihnen alles zu sagen, sobald ich Sie sah. Zeichnen Sie mir, daß ich die erste Stunde nach Ihrer Rückkehr Ihnen damit verderbe.“

Der Geheimrat schwieg eine Weile, blickte Ewald traurig an und sagte noch einmal: „Schade, schade! Ich kann Ihnen leider nicht verhehlen, lieber Menzel, daß ich Sie nicht zu meinem Ersten Assistenten gemacht haben würde, wenn ich das alles gewußt hätte. Glauben Sie nicht, daß ich Sie deshalb verurteile oder auch nur zürne, im Gegenteil, ich bin überzeugt, daß Sie nur aus edlen Gründen gehandelt haben und daß die Folgen dieses schrecklichen Weltkrieges, der so unendlich viel Existenzen vernichtet hat, auch am Unglück Ihres Bruders schuld sind, aber ich darf nicht nur an mich denken, sondern muß auch das Wohl der Kranken im Auge haben, die bei mir Heilung suchen. Es ist unmöglich, daß ein Mann, der solche Sorgen mit sich herumträgt, seine ganze Kraft so den Kranken widmet, wie es sein muß. Sie haben es in diesen paar Tagen mit übermenschlicher Anstrengung getan, aber sehen Sie in den Spiegel, wie Sie aussehen.“

Ewald war bleich, aber ruhig.

„Ich lege also meine Stellung, die Sie mir unter anderen Voraussetzungen anvertraut haben, wieder in Ihre Hände zurück.“

„Nicht so schnell, junger Freund! Ich habe auch in diesem Augenblick keinen Grund, die günstige Meinung, die ich von Ihnen habe, zu ändern, hätte ich nicht mein ganzes verfügbares Geld für das Radium flüssig gemacht, vielleicht hätte ich einen anderen Weg gefunden, Ihnen zu helfen. Ich sage Ihnen dies, um Ihnen zu zeigen, wie gut ich es mit Ihnen meine. Nun aber kann ich es nicht und kann es auch nicht verantworten, daß Sie in Ihrem Seelenzustand in dieser verantwortlichen Stellung bleiben. Sie haben mir gesagt, daß Sie Hoffnung haben, jene historischen Platten zu verkaufen, ich gebe Ihnen einen Monat Urlaub, der am sechzehnten dieses Monats beginnt, weil ich heute noch einmal auf einen Tag verreisen muß und auch in den nächsten Tagen dann noch allerhand andere Abhaltungen habe. Gelingt es Ihnen, was ich von ganzem Herzen wünsche, innerhalb dieses Monats Ihre Verhältnisse zu ordnen, dann soll Ihre Stelle Ihnen wieder offenstehen.“

„Herr Geheimrat, am fünfzehnten will Gunther Ihnen Mitteilung machen . . .“

„Dann rate ich Ihnen, ihm morgen zu sagen, daß ich alles weiß. Im übrigen — wir haben uns ja wohl verstanden.“

„Ich muß noch etwas erwähnen. Verzeihen Sie, wenn ich einen Punkt berühre, über den zu schweigen ich Ihnen mein Wort gab. Ich weiß nicht, woher dieser Mann erfahren haben kann, daß ich Ihr Fräulein Tochter liebe. Er war so niedrig, von mir zu verlangen, in irgend einer Weise die Verlobung zu erreichen. Mag geschehen, was da wolle, ich bitte Sie in diesem Augenblick von ganzem

Herzen: glauben Sie mir, wenn ich Ihnen ehrenwörtlich versichere, daß nur wahre, vielleicht törichte Liebe mich zu dem hingerissen hat, was ich an jenem Ballabend im Wintergarten des Kommerzienrates getan habe und wo von Sie Zeuge gewesen sind. Glauben Sie mir bitte, daß nie eine materielle Absicht mich bewegte und daß mir schon der Gedanke daran als Entweihung erscheint."

Wislizenus gab ihm die Hand.

"Wollte ich an Ihrer Ehre zweifeln, würde ich Sie nicht eine Stunde in meinem Haus dulden und Ihnen nicht, was ich mit voller Absicht und Überlegung tue, auch für die folgenden Tage, bis zum fünfzehnten, meine Vertretung übertragen. Jetzt aber wollen wir abbrechen. Ich muß in drei Stunden wieder verreisen und brauche noch etwas Ruhe. Nehmen auch Sie Ihre Kraft in dieser Zeit zusammen."

"Herr Geheimrat, ich danke Ihnen aus vollstem Herzen! Ich fühle mich leichter, da ich vor Ihnen kein Geheimnis mehr habe. Auch wenn ich Ihr Haus verlassen müßte, werde ich nie vergessen, daß Sie mir auch jetzt noch Ihr Vertrauen schenken."

Ewald verbrachte eine ruhigere Nacht. Wenn er auch nicht vermochte, seines Bruders Unglück abzuwenden, so bestand nun doch für ihn eine Frist, und er war überzeugt, daß er durch den Verkauf der Platten Geld erhalten und seinem Bruder helfen könne.

Am Nachmittag des nächsten Tages, kurz vor der Rückkehr des Geheimrats, kam für Ewald ein Telegramm:

"Ihre Mutter schwer erkrankt, kommen Sie sofort.
Sanitätsrat Zippert."

Also auch das noch! Was er damals, Schrecker gegenüber, als Vorwand genommen, wurde zur Wahrheit.

Geheimrat Wislizenus überraschte ihn mit dem Telegramm in der Hand.

„Ich muß Sie bitten, den mir gütigst angebotenen Urlaub sofort antreten zu dürfen, meine Mutter ist schwer erkrankt.“

Doktor Schrecker, der mit Wislizenus eingetreten war und der damals den Brief besorgt hatte, sah ihn an.

Der Geheimrat las die Depesche und nickte.

„Selbstverständlich müssen Sie reisen. Herr Doktor Schrecker, Sie werden die Freundlichkeit haben, Herrn Doktor Menzel in der Stellung des Ersten Assistenten zu vertreten, ich habe ihm bis zum fünfzehnten Juni Urlaub bewilligt. Reisen Sie, junger Freund! Ich wünsche, daß Ihre Sorgen behoben werden.“

Während Ewald schnell das Sanatorium verließ, um in seine Wohnung zu eilen und dann zur Bahn zu fahren, machte der Geheimrat den Abendrundgang bei den Kranken. Doktor Schrecker war an seiner Seite.

Zufrieden lächelnd schritt er dahin; er war nun doch Erster Assistent, wenn auch vorläufig nur in Vertretung, aber er glaubte gut beobachtet zu haben: hier war irgend etwas unklar. Während der letzten Zeit war Doktor Menzel sichtlich bedrückt und verstört gewesen und nun beurlaubt. Aus allem ging hervor, daß der Urlaub vor dem Eintreffen der Depesche bewilligt war. Es wäre nicht das erstemal, daß jemand aus einem Urlaub nicht mehr zurückkam.

Doktor Schrecker vergaß an diesem Abend sogar seinen Klub und vertiefte sich in die Akten, die er zu führen hatte.

Zwei Tage waren vergangen. Auch an diesem Morgen war der Geheimrat von einer kurzen Konsultationsreise eben erst heimgekehrt und saß im Frühstückszimmer seiner

Villa, als der Diener ihm meldete, Doktor Schrecker bäte um eine kurze Unterredung.

Doktor Schrecker trat ein, und Wislizenus erschrak, er hatte nie einen Menschen so verstört gesehen.

Schrecker war bleich, seine Glieder zitterten, in seinen Augen lag ein fast wirrer Ausdruck. Der Geheimrat starrte ihn an.

„Um's Himmels willen, was ist denn geschehen, wie sehen Sie aus? Erst Menzel und jetzt Sie?“

„Etwas Furchtbares ist geschehen.“

„Ist jemand tot?“

„Nein!“

„Dann ist alles zu tragen. Reden Sie!“

Schrecker rang sichtbar nach Fassung.

„Herr Geheimrat, das Radium . . .“

„Was ist damit?“

„Das Radium ist fort!“

„Reden Sie vernünftig, was ist mit dem Radium?“

Schrecker stotterte die Worte hervor: „Sie gaben mir vor zwei Tagen, als Kollege Menzel auf Urlaub ging, die Schlüssel zum Tresor; ich habe ihn bisher nicht geöffnet, weil ich nichts aus dem Schrank brauchte. Heute morgen verlangte Herr von Gordon das Radium, um eine Bestrahlung vorzunehmen. Er stand neben mir, als ich das Kästchen herausnahm. Herr von Gordon öffnete es vor meinen Augen. Das Kästchen war leer!“

Für einen Augenblick mußte auch der Geheimrat sich sammeln, und dann sprach Schrecker weiter: „Herr Geheimrat, ich kann beschwören, ich habe den Schrank nicht geöffnet, ich habe das Schlüsselbund keinen Augenblick aus meinen Händen gelassen. In diesen beiden Tagen bin ich immer im Sanatorium gewesen; auch während der Nacht lag das Bund unter meinem Kopfkissen, es ist

nicht möglich, daß etwa jemand, während ich schlief, die Schlüssel genommen und wieder hingelegt hätte, das Zimmer hat ja ein Sicherheitschloß und war von innen verwahrt."

Wislizenus zwang sich zur Ruhe, aber auch seine Stimme klang merkwürdig hart und trocken: „Wer hat das Schlüsselbund außer Ihnen gehabt?“

„Vor mir nur Doktor Menzel.“

Der Geheimrat richtete sich hoch auf.

„Wollen Sie behaupten, daß Doktor Menzel ein Dieb ist?“

„Gewiß nicht, ganz bestimmt nicht. Ich behaupte gar nichts, ich stehe vor einem Rätsel.“

„Kommen Sie hinüber.“

Im Arbeitszimmer des Geheimrats stand Herr von Gordon, auch er fragte erschüttert: „Haben Sie eine Erklärung, lieber Freund?“

„Sedenfalls ist es das Werk eines abgefeymten Verbrechers.“

„Gordon, halten Sie für möglich, daß Menzel —?“

„Nein! Für den lege ich meine Hand ins Feuer.“

Wislizenus sagte ruhig: „Auch ich würde es tun.“

In diesem Augenblick trat ein Diener ein.

„Herr Geheimrat, eine Dame möchte Sie sprechen, die Mutter des Herrn Doktor Menzel.“

„Seine Mutter? — Sie ist also nicht krank?“

In der Tür erschien eine alte Dame, die vollkommen gesund aussah. Wislizenus starrte sie an.

„Aber das Telegramm?“

Dann raffte er sich zusammen und sagte in hartem Ton zu Doktor Schrecker: „Bitte, telephonieren Sie sofort an Kriminalrat Doktor Schlüter, ich lasse ihn schnellstens um seinen Besuch bitten.“

(Fortsetzung folgt)

Der Kaffee

Seine Gewinnung und Behandlung

Von Hermann Kadeßtock / Mit 12 Bildern

Der Kaffee enthält den chemischen Reizstoff Koffein, auf dem im wesentlichen die anregende Wirkung dieses Genußmittels beruht. So wie es dem Spürsinn des Menschen vor Jahrtausenden gelang, im Grassamen die Brotmehl liefernde Stärke zu entdecken, so glückte es ihm auch, und zwar hier wie dort durch Kosten und Probieren in einem fortgeschrittenen Kulturzeitalter, zwei Pflanzen zu entdecken, die ihm zu neuem Anreiz seines im Laufe des Tages ermüdeten Organismus dienten. Und so wie der Mensch aus wildwachsenden Gräsern allmählich hochwertige Getreidepflanzen züchtete, waren ihm auch die das geschätzte Koffein oder Tegin enthaltenden wilden Kaffee- und Teepflanzen noch nicht gut und kräftig genug; er hat sie im Laufe der Zeit so veredelt und ihre chemische Wirkung gesteigert, daß ihre wilden Vorfahren wie beim Getreide verschollen und vergessen sind. Entdeckung, Anbau und Verbreitung des Kaffees liegen noch nicht weit zurück und können daher leichter verfolgt werden, als dies beim Chinattee der Fall ist.

Die Stammpflanze des wildwachsenden Kaffeebaumes aus der Familie der Rubiaceen, zu denen auch unser aromatischer Waldmeister gehört, kommt zwar auch in einigen Tropengebieten Asiens, so in Vorderindien, vor, aber das eigentliche Kaffeeland ist Afrika. Von den vielen



Liberia-Kaffeebaum mit Früchten. (Roch)

hier zwischen dem fünfzehnten Grad nördlicher und
zwölften Grad südlicher Breite wachsenden Arten sind

besonders zwei kultiviert worden. Die eine, *Coffea arabica*, stammt aus dem Gebiet der großen afrikanischen Seen, die andere aus Liberia, Sierra Leone, Angola und Gabun in Westafrika.

Der acht bis zwölf Meter hoch werdende, aber in der Kultur zur bequemeren Ernte als ziemlich niederer Strauch gezogene Kaffeebaum ähnelt unserem Kirschenbaum, und zwar auch in der schönen jasminartig riechenden weißen Blüte, die bei diesen bis zu dreimal im Jahre blühenden Gewächsen schon nach wenigen Tagen, beim liberischen Kaffee nach wenigen Stunden, sofort nach erfolgter Befruchtung, welkt.

Die elliptischen, dünnen aber lederigen und glänzenden Blätter werden beim arabischen Kaffee bis zu zwanzig, beim liberischen bis zu dreißig Zentimeter lang. Auch die kugel- bis eiförmige, erst dunkelgrüne, dann gelbliche und schließlich karmoisinrote Steinfrucht erinnert an Kirschen. Das saftige Fleisch ist reich an Zucker und wird wie unser Steinobst eingekocht. Die Früchte des alten arabischen Kaffees reifen schnell und fallen bald ab. Die erst seit etwa fünfzig Jahren kultivierten Beeren des liberischen Kaffees hängen am Strauch bis zwei Monate nach der Reife. Bei normaler Entwicklung der Frucht liegen, eingebettet in das Fleisch, zwei Samen mit den gekerbten Flachseiten gegeneinander. Jeder dieser Teile ist eingeschlossen in eine gelbliche, hornartige Schale. Häufig aber entwickelt sich, besonders in den Früchten der Zweigspitzen, nur ein Same. Dieser ist dann rundlich und wird als Perlkaffee angeboten, fälschlich auch Mokka genannt.

Der Kaffeebaum ist als Tropengewächs gegen Temperaturschwankungen überaus empfindlich; weniger als acht und mehr als zweiunddreißig Grad Celsius kann er

nicht ertragen. Er gedeiht daher am besten in niederen Gebirgslagen.

Euro päer lernten das Gewächs zuerst in Arabien kennen. Dort war im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Anbau schon so entwickelt, daß man die Pflanzen in Baumschulen zog, für Bewässerung durch Gräben und für Beschattung und gegen Winde durch schützende höhere Bäume sorgte. An den Boden stellt der Kaffeebaum keine besonders hohen

Anforderungen; etwas sandiger, aber humusreicher Lehmboden, Schwemmland oder verwitterte Lava sind zum Gedeihen am geeignetsten. Vor allem muß der Grund locker und durchlässig für das Wachstum der langen Pfahlwurzel sein. Wo im Boden Stickstoff, Kali, Kalk und Phosphorsäure fehlen, muß fleißig gedüngt werden.

Das sorgfältig ausgewählte Saatgut braucht sieben bis zehn Monate, bis



Ein Zweig mit 490 Beeren, die 980 Kaffeebohnen liefern. (Koch)

man die Pflänzchen unter die Schutzbäume versehen kann. Wenige Wochen später beginnt der Kampf mit dem Unkraut, das allmählich auch infolge reichlicherer Beschattung durch die Blätter des Bäumchens unterdrückt wird. Im zweiten Jahre hat die junge Pflanze eine Höhe von eineinhalb Meter erreicht und trägt auch schon einige Früchte. Der Ertrag steigert sich im nächsten Jahre bedeutend; im vierten Jahre kann man mit voller Ernte rechnen. Der inzwischen zum Strauch zurückgeschnittene Baum behält seine Erzeugungskraft bis zum dreißigsten, oft sogar bis zum fünfzigsten Lebensjahre. Durchschnittlich liefert ein Strauch im Jahre achthundert Gramm Bohnen, doch sind in guten Lagen und bei günstiger Witterung zwei Kilo nicht selten.

Alle Kulturgewächse, die in mehr oder weniger dichten Beständen stehen, sind dadurch und durch die Kultur in ihrer Widerstandskraft geschwächt und bieten pflanzlichen und tierischen Feinden leicht Gelegenheit sich auszubreiten und zu vermehren. So auch in den Kaffeepflanzungen. Im Jahr 1868 hatte man auf der Insel Ceylon auf den Blättern des arabischen Kaffees eine Rostkrankheit entdeckt. Der Pilz, *Hemileia vastatrix*, drang in die Blätter ein und verstopfte die Atmungsorgane. Die Blätter bekamen gelbe Flecken, starben ab und brachten so die Pflanze zum Eingehen. Alle Abwehrmittel brachten keinen rechten Erfolg; die Seuche breitete sich immer mehr aus, zuerst auf Indien, 1876 auf Sumatra, 1879 auf Java und den übrigen Südseeinseln. In Ceylon sank die Kaffeerausfuhr von sieben- undvierzig Millionen Kilo im Jahre 1875 auf eine Million im Jahre 1896, und seit 1900 hat man dort den Kaffeeanbau fast ganz aufgegeben und dafür Chinattee-



Blüten und Früchte des Liberia-Kaffeebaumes.
(Aus „Vegetationsbilder“, Verlag G. Fischer, Jena)

pflanzen gezogen. Neuerdings hat man sich bis zu einem gewissen Grade dadurch zu helfen gewußt, daß man statt des arabischen den liberischen Kaffee anpflanzte, der zwar auch nicht gegen den Pilz gefeit, aber doch widerstandsfähiger ist. Dazu kommt, daß er das ganze Jahr hindurch, und zwar reichlich und sogar in der Ebene, Früchte trägt. Ein Nachteil ist es allerdings, daß das Fruchtfleisch und die Hornschale schwieriger von den Kernen zu trennen sind. Der daraus gewonnene Kaffee hat kein so gutes Aroma und schmeckt oft etwas ölig. Man hofft, diesen den Vertrieb beeinträchtigenden Fehler durch fortgesetzte Kultur zu mindern oder zu beseitigen. Auf Java, wo sich die liberische Kaffeeepflanze nicht bewährte, da auch sie hier dem Pilz erlag, ist es den Holländern geglückt, eine andere, genügend widerstandsfähige, ergiebige und wohlschmeckende Art, *Coffea robusta*, zu züchten. Hier werden zum Schattengeben entweder Hevea-Kautschukbäume oder die zu den Leguminosen der Schmetterlingsblütler gehörenden *Lyznabäume* gepflanzt, die durch ihre abfallenden Blätter und abgeschnittenen Zweige gleichzeitig den Boden mit Stickstoff bereichern und düngen.

Leider blieb auch dieser Robustakaffee nicht unangefochten. Statt der Pilze stellte sich der nur ein bis zwei Millimeter groß werdende, kohlschwarze Kaffeebeerenkäfer — *Stephanoderes hampei* — ein. Diese Käfer führen eine merkwürdige Lebensweise, die neuerdings Professor Friedrich-Kostock im Auftrag der holländischen Kaffeeplantagenbesitzer an Ort und Stelle eingehend erforschte. Das gut fliegende und die Männchen an Größe überragende Weibchen bohrt sich in einer halben Stunde in eine gesunde Kaffeebeere ein. Ist diese noch weich und unreif, so wird nur von dem Fleisch genascht; aber das



Saatbeete mit einundehalf Monate alten Kaffeepflänzchen auf Sumatra. Später werden die Pflanzen dann in die Plantagen verlegt. (Koch)

genügt schon, um die Frucht dem Verderben preiszugeben. Ist die Beere aber hart geworden, so bohrt sich das Weibchen tiefer hinein, zerfrisst sie kreuz und quer und verteilt darin etwa fünfzig kleine Eier einzeln oder in Häufchen. Nun vergehen etwa fünfundzwanzig Tage, bis die jungen Käfer aus dem Larven- und Puppenzustand schlüpfen. Die Weibchen werden alsbald, noch in der Höhle, befruchtet, fliegen aus und pflanzen sich gleich weiter fort. Die kleinen Männchen bleiben in der Kaffeebeere und erblicken nie das Tageslicht. Die Weibchen werden beim Ausflug oft vom Wind weiterverbreitet, aber auch durch das versandte Saatgut verschleppt; auf diese Weise sind die Käfer von der afrikanischen Heimat nicht nur nach Java, sondern auch nach Brasilien gelangt. Ja, sogar in fertigen, nach Europa versandten Kaffeebohnen hat man die zählebigen Insekten gefunden. Auch durch die Kleider und Pflücksäcke der Arbeiter, durch Autos und andere Verkehrsmittel werden die Käfer verschleppt. Die interessanteste Verbreitungsart ist die durch den Luak, eine in den Kaffeepflanzungen nicht seltene Libetkazenart, die Kaffeefrüchte frisst. Da nur das Fruchtfleisch verdaut wird und die Bohnen samt etwaigen Käfern unverfehrt den Körper wieder verlassen, so machen die Insekten oft wider Willen eine weite Reise. Derartig verschleppte Bohnen gelten übrigens auf Java durchaus nicht als unappetitlich; sie werden geschätzt, da sie ein besonders aromatisches Getränk liefern.

Zum Glück für die Plantagenbesitzer haben die Kaffeebeerenkäfer auch wieder ihre Feinde: sie werden häufig von einem Pilzparasiten befallen. Wenn der verpilzte Käfer sein Ende nahen fühlt, treibt ihn die Atemnot an das Eingangsloch, das schließlich, ähnlich wie durch



Die Kaffeestücklinge werden aus den Saatbeeten gezogen. (Koch)

einen Pfropf, von dem in Pilzfäden gehüllten Käfer verschlossen wird. Professor Friedrich hat eine ganze Reihe wirksamer Bekämpfungsmaßregeln, unter ande-



Bataker beim Beschneiden der Kaffeestecklinge. (Koch)

rem auch durch Schlupfwespen, entdeckt und probiert; hoffentlich haben sie dauernd Erfolg und helfen, uns den Kaffee billiger zu liefern.

Ein anderer Kaffeeliebhaber aus der großen Käfer-

familie, der drei Millimeter lange, dunkelbraun gestreifte ostindische Kaffeekäfer — *Eraecerus fasciculatus* — ist harmloser; er befällt nur gute und reife Bohnen.



Bei der Arbeit auf einer brasilianischen Kaffeeplantage.

Die Ernte der Kaffeebeeren beginnt im Mai und dauert wegen der verschiedenen Blüh- und Reifezeiten einzelner Sträucher bis zum August, oft sogar bis zum Dezember.

Je mehr man die Früchte reifen läßt, desto besser werden die Bohnen. Die Güte der arabischen Kaffeebohnen soll hauptsächlich darauf beruhen, daß man die sogenannte „Totreife“ abwartet, wo die Früchte von selbst abfallen. Beim Großbetrieb auf Java und in Brasilien werden die reifen Früchte mit der Hand gepflückt, soweit sie nicht durch Schütteln auf ausgebreitete Tücher fallen. In den Fabrikräumen, wohin die ganze Ernte gebracht wird, erfolgt nun die weitere Behandlung, und zwar entweder nach dem nassen oder trockenen Verfahren. Im ersten Falle werden die Früchte durch einen Wasserstrom dem Zylinderpuscher zugeführt, der aus zwei ineinandergesteckten sehr rauhen Eisenröhren besteht, wovon die äußere sich um die innere Röhre dreht und von den in den Zwischenraum gelangenden Beeren das Fruchtfleisch entfernt. Die Samen fallen durch ein Sieb und werden durch Wasserstrom in die Gärzisterne geleitet, wo sie bis zu sechzig Stunden bleiben. Während dieser Zeit gehen die noch anhaftenden Fruchtfleischteilchen in Gärung über und können nun leicht abgewaschen werden. Die Reinigung von dem zäh anhaftenden Schleim der Bohnen geschieht in einer besonderen Waschzisterne. Hier fisät man auch die auf der Oberfläche schwimmenden tauben und schlechten Bohnen heraus.

Das Trocknen geschieht zuerst meist auf einem engmaschigen Drahtnetz. Nachdem das Wasser abgelaufen ist, werden die Bohnen auf großen zementierten Trockentischen handhoch im Freien, aber vor Regen und Tau gut geschützt, aufgeschüttet. Die Bohnen werden mehrmals am Tage umgeschaufelt und brauchen bis zu vier Wochen zum völligen Trocknen. Warmhäuser mit künstlicher Trockeneinrichtung sind bis jetzt gegenüber der Sonnentrocknung im Nachteil, weil durch das Trocknen



Eingeborene beim Pflücken des Saffers auf Sumatra. (Koch)

in der Sonne eine bessere Qualität und Färbung der Bohnen erreicht wird.

Bei dem zweiten, dem trockenen Verfahren, setzt man die Früchte, in dünnen Schichten aufgeschüttet, sofort der Sonne aus. Vom dritten Tage an beginnt das Fruchtfleisch zu schrumpfen. Allmählich hört man beim



Waschen der Kaffee Früchte auf einer brasilianischen Kaffeeplantage in São Paulo.

sehr häufig vorzunehmenden Umschaukeln die Samen in den pergamentartigen Schalen rascheln. Nun kommen die Bohnen in die Schälmaschine, in der durch Räder, Zylinder und Walzen das Fruchtfleisch und die Pergamenthaut entfernt wird. Zuletzt werden sie von ihrem sogenannten Silberhäutchen befreit, dann poliert und durch die Sortiermaschine nach Größe und Form getrennt.

Hundert Kilo frischer Kaffee Früchte ergeben etwa



Die Früchte, Kaffeekirschen genannt, werden in Holztrögen gestampft, um Fleisch und Beeren voneinander zu trennen.
(Koch)

zwanzig Kilo marktfertige Bohnen, die in Säcken mit sechzig Kilo Inhalt versandt werden.

Afrika, die Heimat des Kaffees, blieb in der Kultur dieses Genußmittels von Anfang an weit zurück. In Asien war sie, außer in Arabien und Vorderindien, besonders auf Java durch die Holländer erfolgreich. An der Spitze aller kaffeeproduzierenden Länder steht Amerika. Venezuela, Mexiko und Guatemala haben keine unbedeutende Erzeugung, die größte aber besitzt Brasilien. Hier wurden im Durchschnitt der Jahre 1918 bis 1922 über neunhundertachtundsechzig Millionen Kilo Bohnen geerntet, etwa siebzehnmal soviel als im zweiten Hauptkaffeegebiet, Niederländisch-Indien, mit siebenundfünfzig Millionen Kilo. Brasilien versorgt neun Zehntel aller Menschen mit Kaffee, das letzte Zehntel fällt fast ganz auf die Niederlande, da in allen übrigen Staaten nur etwa eine halbe Million Kilo geerntet wird. Die Hauptausfuhrhäfen sind in Brasilien Rio de Janeiro, Santos und Bahia. An der Hauptbörse in Santos werden die Preise bestimmt. Sie richten sich nach der Güte der Bohnen, die durch Stichproben aus den einzelnen Säcken der von den Farmern gelieferten Frachtfuhren festgestellt wird, ferner nach dem Ausfall der Ernte des Jahres, nach Angebot und Nachfrage. Allerdings wird mit Kaffee auch spekuliert. Aber seit dem Jahre 1906, wo die Kaffeestaaten São Paulo, Minas und Rio untereinander Verträge schlossen, wurde dem ein Kiegel vorgeschoben und die Kaffeeausfuhr staatlich geregelt; alles, was über eine bestimmte Menge hinaus ausgeführt wird, unterliegt einer Zuschlagsteuer von zwanzig Prozent des Wertes. Der größte Abnehmer sind die Vereinigten Staaten, wo seit Einführung des Alkoholverbotes der schon vorher große Verbrauch noch mehr stieg.

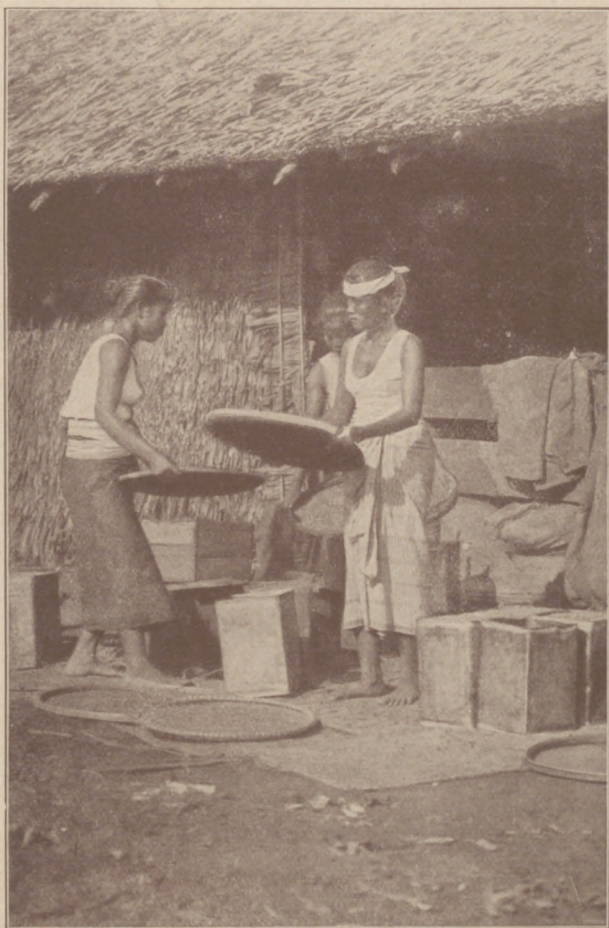
Der Kaffee wird verschieden zubereitet. Im Königreich Gomma am Golf von Aden und bei den Somal kocht man die zuvor zerbissenen Kaffeebeeren mit Butter oder



Trocknen der Kaffeebohnen auf einer Mantage auf Sabu. (Koch)

Sesamöl. Vor dem Essen reiben sich die Gommaleute den ganzen Körper mit der duftenden Speise ein, die später zum Genießen noch durch Zucker oder Honig ver-
süßt wird. Der sogenannte Sultanin- oder Sakkakaffee,

der gelegentlich auch bei uns als Surrogat im Handel vorkommt, ist nichts als das getrocknete Fruchtfleisch. Bei einigen Negerstämmen Ostafrikas und am Tanganjikasee kaut man die Samen ungeröstet. Manche Beduinenstämme genießen den Aufguß der Rohkaffeebohnen, der im Geschmack etwas an Tee erinnert. Die Gallas in Abessinien backen sogar Kuchen aus gebrannten ungemahlten Bohnen, auf Sumatra und Java werden die Blätter des Kaffeebaums geröstet und gepulvert zu einem gar nicht übel schmeckenden und wenig erregenden Aufgußtee verwendet. In Spanien werden in einigen Orten die Bohnen wie Kakao mit Wasser und Milch als Suppe zubereitet. Das Rösten des Kaffees erfolgt jetzt bei uns fast nur in Großbetrieben. Die Bohnen werden durch das Rösten so spröde, daß sie sich gut vermahlen lassen. Erst durch das Rösten wird das eigentümliche, auf dem Gerbsäuregehalt der Bohne beruhende Aroma des Kaffees frei. Der Gehalt an Wasser, Stickstoff und Koffein nimmt ab, der an Fett etwas zu. Bei allmählicher Erhitzung färbt sich die Bohne erst gelblich, dann bräunlich, zuletzt dunkelbraun; ebenso bilden sich zunächst weiße, nach Holzteer und Holzessig riechende Dämpfe, die sich schließlich in leichte blaue, nach Kaffeearoma duftende verwandeln. Gerösteter Kaffee verliert achtzehn bis zweiundzwanzig Prozent seines ursprünglichen Bohnengewichtes. Unlautere Röster, die diesen Gewichtsverlust nicht tragen wollen, suchen ihn durch nachträglichen Zusatz von Wasser oder Boraxlösung auszugleichen. Auch der, angeblich um das Aroma an der Verflüchtigung zu hindern, erdachte Zusatz von Zuckersirup oder Schellack und das „Glazieren“ mit Öl grenzen an Täuschung. Das Färben und „Verschönern“ der rohen Bohnen aber, wie es in Rio de Janeiro von einigen Firmen besorgt wird,



Mädchen auf Java beim Sieben des Kaffees. (Koch)

ist geradezu grober Unfug. In Südafrika und Nordbrasilien besteht lebhafteste Nachfrage nach Bohnen mit

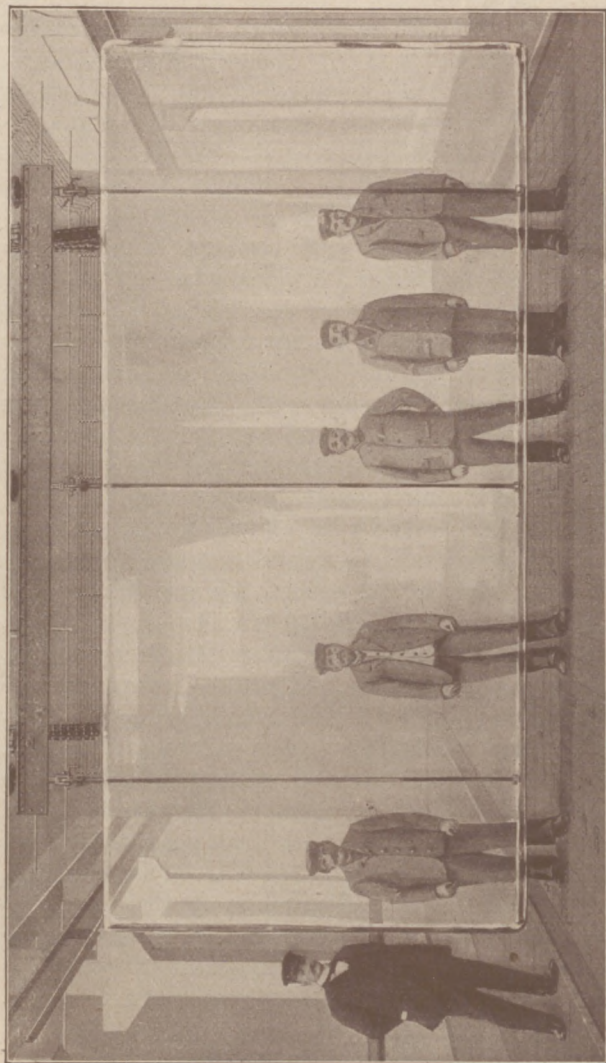
bläulichgrünem Schimmer, wie er in Zentralamerika und Portoriko natürlich vorkommt. Auch gelbe Sorten, wie sie in Java erzeugt werden, sowie schwarze und weiße haben ihre Liebhaber. Alle diese oft so törichtten Wünsche suchen findige Geschäftsleute zu befriedigen und färben drauflos mit gepulvertem Aluminium, Graphit, Kar-naubawachs, Talkpulver, Öcker, blauen und grünen Farbstoffen. Wundert man sich, daß der Kaffee nicht recht schmeckt, so ist man doch selber mit schuld daran.

Was die Wirkung des Kaffees auf die Gesundheit betrifft, so muß man immer festhalten, daß sie neben den Röstprodukten größtenteils auf dem Koffein beruht. Koffein ist Gift und hat mit anderen Giften das gemein: kleine, bis zu individuell verschieden bekömmlicher Dosis genossene Mengen nützen, größere schaden. Das Koffein steigert beim Kaffee in kleinen Dosen die Erregbarkeit des Zentralnervensystems und die Leistungsfähigkeit der quergestreiften Muskeln, ferner den Pulsschlag sowie, durch Verengung der Gefäße, den Blutdruck. Dagegen hat man bei Genuß von 0,5 Gramm Koffein rauschähnliche Zustände beobachtet, bestehend in Schwindel, Kopfschmerz, Ohrensausen, Zittern, Gedankenverwirrung und leichten Delirien. Nun gibt es ja gänzlich koffeinfreie Bohnen von wildwachsenden Kaffeebaumarten, aber sie sind noch nicht kultiviert und im Handel nicht zu haben. Der künstlich hergestellte, sogenannte koffeinfreie Kaffee enthält nur noch geringe Mengen von Koffein, die in Verbindung mit den Röstprodukten gerade genügen, dem Getränk sein wertvolles Aroma zu erhalten.

Herstellung von Klareis

Von Ingenieur P. Max Grempe / Mit 1 Bild

Zur Konservierung der Fische auf langdauernde Transporte und ausgedehnte Versandstrecken werden große Eismengen gebraucht. Platteneis erwies sich dazu als vorzüglich geeignet. Die Einrichtungen zur Klareisherstellung werden als Spezialität von einer deutschen Firma gebaut. Die gewonnenen Eisplatten sind über sechs Meter lang, drei Meter hoch und durchschnittlich dreißig Zentimeter stark. Das Eis, aus Brunnenwasser hergestellt, ist völlig durchsichtig, so daß man hinter einer Klareistafel stehende Menschen fast so deutlich wie hinter einer geschliffenen Glasscheibe erkennen kann. Die Durchsichtigkeit wird dadurch erreicht, daß man Preßluft, die auf die Temperatur des Gefrierwassers vorgekühlt ist, in das Gefrierwasser während der Eisbildung einbläst. Außer dem großen Vorzug der vollen Klarheit hat dieses Platteneis gegenüber dem bekannten Zelleneis den Vorteil größerer Haltbarkeit und langer Lagerungsfähigkeit. Da das Platteneis luftfrei ist, schmiegt es sich den Kühlgütern an, wodurch ein sicherer Kalttransport gewährleistet wird. Die Eigenart des Platteneises schließt den Tauwasserverlust aus, denn das Abtauen der Eisplatten erfolgt ohne Hilfe von Dampf mit Hochdruckgasen, indem die betreffenden Generatorabteile mit als Kondensator in Wirkung treten. Das fertige Eis wird nach Bedarf zerteilt. Der Platteneisgenerator macht es möglich, mehrere Tagesproduktionen aufzuspeichern, ohne daß das Eis an Güte verliert. Zur Bedienung einer solchen



Eine wie Glas durchsichtige Quarzplatte nach dem Regelin-&-Hübner-Verfahren.

Eisfabrik dient ein Elektrolauffran von sechs Tonnen Tragkraft. Die Aufhängung einer Klareisplatte im Gewicht von viereinhalbtausend Kilo erfolgt an den in den Eisplatten mit eingefrorenen Gefriererisen. Ein sich nach rechts und links bewegender Kipptisch dient bei der Fabrikation dieses Eises zur Zerteilung der Eisplatten. Diese werden auf dem Tisch zerschlagen, dann in eine Eismühle geschafft und können von hier in nußgroßen Stücken in die unter der Eismühle stehenden Kühlwagen mit den Lebensmitteln fallen. Dieses Platteneis hat sich wegen seiner guten Eigenschaften in der deutschen Hochseefischerei schnell eingeführt und wird wegen seiner großen Haltbarkeit und Keimfreiheit in Blöcken von fünf Zentnern in zunehmendem Maße auch im Binnenland zur Füllung der Eiskeller verwertet. Da jede Aufbereitung des Gefrierwassers beim Platteneis fortfällt, sind die Herstellungskosten geringer als bei Kristalleis.

Anagramm

Umschwärmt und verehrt,
 beliebt und begehrt
 ist immerfort
 das Rätselwort.
 Was man erhält,
 wenn die Zeichen verstellt,
 ist gern gesucht
 als schmachtaste Frucht.

Silbenrätsel

Aus den Silben a, brat, bruch, char, chri, dau, de, di, dol, ein, er, ist, eu, greiß, horn, i, in, lan, land, le, li, lot, nos, ne, ne, ner, o, pfan, reg, sa, se, stus, te, trap, tren, vi, wald sind Wörter von folgender Bedeutung zu bilden.

1. Götzenbild, 2. weiblicher Vorname, 3. Universitätsstadt, 4. strafbare Handlung, 5. Küchengerät, 6. Voel, 7. Säugetier, 8. Menschenrasse, 9. Gehalt aus dem Neuen Testament, 10. Baum, 11. Statthalter, 12. Musikinstrument, 13. europäischer Staat, 14. Unterplatz, 15. Wagen.

Die erste und dritte Buchstabenreihe ergeben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Schiller. (d) gilt als ein Buchstabe.)

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Die Frau im
Sportleben

Jujitsu als Ab-
wehr von Angriffen
auch für Frauen.
Szene aus einem
Kampf: Die Frau
wehrt den männ-
lichen Angreifer ab.

(Globophot)



Ein Spaziergang in der Eingeborenen- stadt von Shanghai

Von Dr. Gerhard Venzmer / Mit 11 Bildern

Wer zum erstenmal in seinem Leben im „Reich der Mitte“ landet und den Boden einer der vielbesuchten großen Hafenplätze Chinas betritt, wird kaum seine Enttäuschung über das, was er sieht, verbergen können. Sei es nun, daß er in Hongkong oder Shanghai das Schiff verläßt: eine westländische Großstadt mit prunkenden Hotels, Geschäftshäusern und Wolkenkratzern, mit amerikanisch aufgezogener Straßenreklame und lärmendem Verkehr, mit Autos und elektrischen Bahnen nimmt ihn in Empfang. Und nur an der Menge der Chinesen und der „Rikschas“, dieser zweiräderigen, von Menschen gezogenen „Droschken des Ostens“ im Straßenbild, merkt er, daß er nicht in Neuyork, Chikago, London oder Hamburg weilt, sondern in China.

Wer das eigenartige, unverfälschte China kennenlernen will, muß den westländischen Fremdenniederlassungen den Rücken kehren, muß hinabtauchen in die Eingeborenenviertel, in denen bis auf den heutigen Tag chinesisches Leben in ursprünglichen Formen, unberührt von abendländischen Einflüssen, erhalten blieb. Das „Chinesenviertel“ von Shanghai ist eine Fundgrube solch lebendiger Bilder, ein Dorado für den, dem es mehr darum zu tun ist, chinesisches Volksleben kennenzulernen, als die Gewohnheiten der amerikanischen Touristen und Touristinnen in den großen Luxushotels Ostasiens zu beobachten.

Es spricht für die Urwüchsigkeit der Zustände in der Eingeborenenstadt, daß das Konsulat keines Landes irgend eine Garantie für die Sicherheit eines Reisenden übernimmt, der das Chinesenviertel besucht. Das gilt auch für die heutige Zeit noch, in der die Mauer, welche diesen Stadtteil einst gegen die übrige Außenwelt abschloß, und aus der in früheren Jahren manch Fremder nimmer zurückkehrte, gefallen ist. Indes, wer sich nicht auffällig benimmt, dem wird niemand etwas zuleide tun, und er wird — abgesehen von gar zu aufdringlichen Bettlern — von niemand belästigt. Wer jedoch zarte Nerven und eine empfindliche Nase hat, bleibt besser draußen.

Der erste Eindruck erregt bei dem Fremden Staunen und Bewunderung. Ein Labyrinth enger Gassen mit holprigem, oft schadhaftem, löcherigem Pflaster, zuweilen überdacht oder passagenartig durch die Häuser hindurchführend, angefüllt mit allen erdenklichen Gerüchen und Geräuschen und einer wimmelnden, durcheinanderflutenden Menschenmenge, Laden an Laden, Werkstatt an Werkstatt: das ist die Chinesenstadt. Kein Fuhrwerk findet in diesen engen Gassen, deren beide Häuserreihen man mit den ausgestreckten Armen fast berühren kann, Platz. Raum daß die leichte Kiffscha sich durch die breiteren Wege zwängt. Reinlich sieht es in diesem bunten Durcheinander freilich nicht aus. Aber wo Menschen in solcher Fülle neben- und übereinander wohnen, da kann wahrlich nicht die Sauberkeit herrschen, wie auf den breiten Boulevards einer europäischen Stadt.

In allen den offenen Buden wird fleißig gearbeitet. Eine Fülle von Menschen drängt sich in ihnen, Männer, Frauen und ungezählte Kinder jeden Alters. Die ganze Familie scheint sich im Laden oder in der Werkstatt aufzuhalten; jeder ist irgendwie beschäftigt. Hier bekommt

man eine Vorstellung von der Fruchtbarkeit des chinesischen Volkes. Sechs, acht, ja zehn und zwölf Kinder zählt man in einzelnen Familien.

Chinas gesamtes Handwerk, Chinas Kleinkunst und Kleinindustrie spielen sich in den offenen Arbeitsstätten



Shanghai: Straße in der „Chinesenstadt“. (Phot. G. Benzmer)

vor dem erstaunten Blick des Fremden ab. Wie oft hat man von der Erstarrung der chinesischen Kultur, von dem unverständlichen und unüberwindlichen Konservatismus in der chinesischen Industrie gehört und gelesen! Freilich, was man hier bewundernden Auges von der Hausindustrie und ihren minutiösen Instrumenten und Maschinen erblickt, das mag wohl konservativ sein, denn

es scheint tatsächlich der Vervollkommnung kaum mehr fähig.

Hier entstehen entzückende, zarte Elfenbeinschnitzereien, dort bilden sich im Handumdrehen aus roh geschnittenen Hornplatten glatte runde Knöpfe, dort feinzinkige Kämmе. Hier schneidet jemand mit haarfeinem Werkzeug in dünne Elfenbeinplättchen die zierlichen Muster, wie sie zum Mahjongspiel gehören; dort koloriert ein anderer mit kunstficheren Pinselstrichen die geritzten Platten. Ein dritter wieder leimt sie auf sauber polierte Bambushölzchen. Wohin man auch blickt: überall wird geschnigt und gesägt, poliert, geschliffen, gehobelt, gedreht, geflochten, gefeilt, gestochen, geschnitten, gebohrt und gebastelt: emsig und ohne Pause, kaum daß der Arbeiter für einen kurzen Augenblick von seinem Werk aufschaut.

Immer neue Eindrücke, immer neue Bilder fesseln den staunenden Fremden. Hier werden Räucherkerzen gefüllt, dort Opferpapier geklebt; da hängt ein ganzer Laden voll von buntem Flitterkram, der im Tempel geopfert wird: ganze Bündel des silberweißen Tschin-tschin-Papiers, ursprünglich eine Nachahmung von Geld, das im Heiligtum den Göttern gespendet, das heißt verbrannt wird. Fleißig und mit emsiger Sorgfalt werden die seltsamsten Dinge hergestellt: papierene Sänften, fast in natürlicher Größe, kunstvoll aus buntem Seidenpapier zusammengeleimt; Häuschen, aus zierlichen Gerüsten zarter Bambusstäbchen gebastelt, die sauber mit verschiedenfarbigem Papier überklebt sind, papierene Kleider, Papierblumen, Papierlaternen und wer weiß was noch. Bei jedem chinesischen Begräbnis finden alle diese papierenen Symbole Verwendung; ihre Herstellung, wie auch die des Opfergerätes ist ein wichtiger Zweig der Kleinindustrie jeder chinesischen Stadt. Gibt doch der Chinese seinen

Toten fast alle jene Gegenstände, die während des Lebens der Bequemlichkeit des Verstorbenen dienten, in das Jenseits mit. Am Grabe des Dahingegangenen werden sie verbrannt, um so in vergeistigter Form dem Verbliebenen im Schattenreich dienlich zu sein. Damit es



Chinesischer Gänsehändler auf dem Weg zum Markt in Shanghai.
(Phot. G. Benzmer)

dem lieben Verstorbenen auch wirklich an nichts gebreche, hat man sogar an papierenes Zehrgeld für die Reise ins Jenseits und an papierene Tabakspfeifen gedacht.

In einem anderen Laden ist jemand gerade dabei, aus grellbuntem Papier die überlebensgroßen Schreckfiguren zusammenzuleimen, die als Dämonenverscheucher dem Leichenzuge vorangetragen werden. Wahrlich, hier

braucht niemand Angst vor dem Tod zu haben, wo alles so fürsorglich für die Reise ins Jenseits vorbereitet ist.



Ein Pavillon mit Papiergeld; er enthält in seinem Innern auch eine Tafel mit Inschriften, die die Titel und den Rang des Verstorbenen anzeigen.

Mitten zwischen den Geschäften, wo alles hergestellt und zu haben ist, was den Bedürfnissen der Toten dient, macht das Leben seine Rechte geltend. Ein Kuchenbäcker hat hier — auf offener Straße — seinen „fliegenden Stand“

aufgeschlagen. An der geballten Rechten des emsigen Mannes klebt eine Handvoll weißen Teiges. Kurz tupft er damit auf die heiße Platte, und das Teighäuflein zer-

rinnt zu papierdünner Schicht. Schon hat er sie am Rande gefaßt und zieht sie mit gewandtem Griff von der Platte ab. Die Oblate ist fertig, die nächste wird in Angriff genommen. Begehrlich verfolgen die Kinder, die den Stand des Zuckerbäckers umlagern, die Hantierungen des Mannes. Ich schenke einer der kleinen Chinesinnen ein

paar Kupferstücke aus mei-

nem Käschvorrat, den jeder Besucher der Chinesenstadt bei sich führen muß, will er nicht mit seinem letzten Cent den Bettlern ausgeliefert sein. Aber meine Gutmütigkeit rächt sich: nun werde ich die lungernde Schar überhaupt nicht wieder los.

Je weiter ich durch die Chinesenstadt wandere, umso



Taoist beim Verbrennen von Opferpapier.
Rechts hinten eine Holzfißstrommel.

seltfameren Existenzen begegne ich. Ein alter, würdig aussehender Mann tupft einem andächtig vor ihm stehenden Jüngling mit spitzem Pinsel winzige weiße Farbenflecke symmetrisch auf beide Seiten der Stirn, auf Wangen und Kinn. Es ist ein Wunderdoktor, und die geheimnisvollen Farbenflecke sind seine „Medizin“. Wer von uns kennt die geheimnisvollen Gesetze ihrer Wirksamkeit?

Ein wenig weiter des Weges unterhält ein Gaukler die bewundernde Menge; er „verschluckt“ die Klinge eines Säbels und erntet verdienten Beifall.

Mitten auf der Straße schreitet unentwegt ein Mann hin und her — die gleiche Zahl von Schritten vorwärts, die gleiche Zahl wieder zurück. Auf Brust und Rücken trägt er Tafeln mit geheimnisvollen Hieroglyphen. In der Hand hält er eine merkwürdige Trommel, ein Stückchen dicken, ausgehöhlten Bambus, bunt bemalt. Von Zeit zu Zeit schlägt er mit einem Stab in rhythmischen Intervallen an die Trommel, die dann einen hohlen, hölzernen Ton erklingen läßt. Dann wirft er sich nieder und berührt mit der Stirn den Schmutz der Straße. Ein Buddhapriester ist es, der hier seine Andachtsübungen verrichtet.

Möglichlich höre ich Singen und Zwitschern aus tausend Vogelkehlen. Ich bin in die Gasse der Vogelhändler geraten. Alle Vögel, von Kolibri- bis zu Taubengröße, sind hier zu haben; besonders zahlreich die prächtigen chinesischen Nachtigallen. Die Chinesen sind große Vogel Liebhaber, und ein Vögelchen begleitet sie oft auch auf ihren Spaziergängen.

Beinahe wäre ich über den zerlumpten Kerl gestolpert, der mitten in der ohnehin engen Straße auf dem Rücken liegt, so daß alle Menschen über ihn wegklettern müssen.

Ein Bettler ist es; eine große schwärende Wunde klappt auf seiner offenen Brust. Niemand denkt daran, dies Verkehrshindernis zu beseitigen, denn die wohlorganisierte Gilde der Bettler ist im öffentlichen Leben des Reiches der Mitte eine Macht, mit der gerechnet werden muß. Mit dem Haupt dieser sonderbaren Vereinigung,



Papierne Schreckfiguren, wie sie zur Dämonenverscheuchung dem chinesischen Leichenzuge vorangeführt werden. (Phot. G. Benzmer)

dem „Bettlerkönig“, ist nicht zu scherzen, und ich glaube nicht, daß er mit mir tauschen würde! So steigt denn jeder behutsam über den Alten hinweg, und manch Scherflein fällt in den Korb, der neben ihm steht. Eine Masse von Bettlern mit noch scheußlicheren Wunden sieht man in China. Mit aller Kunst halten sie ihre Schwären geflissentlich offen, um die mitleiderregende Erwerbsquelle zu erhalten.

Ein Stückchen weiter komme ich in die Gasse der Schreib-

künstler, Winkeladvokaten und Wahrsager. An zahlreichen Tischen, die auf die Straße gestellt sind, wird eifrig gepinselt und die Zukunft gedeutet. Man entnimmt einer Urne ein beschriebenes Papierröllchen, der Schwarzkünstler entfaltet es und malt räthelhafte Hieroglyphen auf eine abwaschbare Steinplatte. In ganz Ostasien ist diese Form des Wahrsagens verbreitet und erfreut sich überall des lebhaftesten Zuspruchs.

In der Gasse der Lebensmittelhändler hängen in dichten Reihen rothbraune Backhendl von der Decke der Läden. Die Fleischer haben vor ihren Verkaufsbuden Schweine ausgestellt, die in einem Stück geröstet sind und wie Mumien aussehen. Fliegenschwärme tun sich an den Leckerbissen gütlich; der Staub der Straße senkt sich auf die Eßwaren herab.

Eine enge Gasse, auf beiden Seiten dicht mit Läden und Verkaufsbuden besetzt, führt zum Tempel der Stadtgötter. So versteckt liegt sein Eingang, daß man achtgeben muß, ihn zu finden; aber zahlreiche Verkaufsstände von Opferpapier und Räucherstäbchen weisen den Weg. Eine niedrige Halle mit rauchgeschwärzten Holzwänden nimmt mich auf. Rings an den Wänden sitzen die Götterbilder, braunrot lackiert, eine stattliche Zahl. Stehende und sitzende, freundlich blickende und grimmig dreinschauende, männliche und weibliche Gestalten sieht man; alle von halber Menschengröße etwa. Ein Mann mit einem umgehängten Kasten geht umher und verkauft allerlei buntes Zuckerwerk und Süßigkeiten. Niemand erblickt etwas Anstößiges darin. Vor dieser und jener Gottheit, der gegenüber man wohl gerade etwas auf dem Herzen hat, glimmen Räucherkerzen; denn das ist den Himmlischen angenehm und wird sie den Wünschen und Bitten des Spenders geneigt machen. Auch auf dem

Tempelhof schwelen in einer steinernen Gebetsurne, die mit Weihrauchasche gefüllt ist, papierne Opfergaben.

Nach mancherlei Suchen — denn es ist nicht leicht, sich in den winkligen Gassen der Chinesenstadt zurechtzufinden — glückt es mir, auch den großen Konfuziustempel



Straßenküche in der Chinesenstadt von Shanghai.
(Phot. G. Benzmer)

ausfindig zu machen. Wie grundverschieden von dem nahen Heiligtum der Stadtgötter ist doch diese Stätte der Andacht! Hier in dem hohen, weihrauchgeschwängerten Raum stehen nicht Reihen von Gottheiten rings an den Wänden. Nur zwei riesige bunte Figuren von doppelter Menschengröße erheben sich rechts und links in dem vergitterten Sanktuarium. In der Mitte des erhöhten Hintergrundes thront eine kleinere goldglänzende Ge-

stalt, das Bild des Weisen. Ein Priester verbrennt im Allerheiligsten Räucherstäbchen in einer Gebetsurne. Vor dem Gitter steht ein Tisch, dicht bedeckt mit den seltsamsten Opfern, die ich je sah. Auf winzigen Tellerchen



Chinesischer Gaukler in der Eingeborenenstadt von Shanghai.
(Phot. G. Benzmer)

stehen Proben aller erdenklichen Speisen: winzige Fröchtchen, Fleischstückchen, Reis und Wein. Wie für eine Puppenstube hergerichtet, sieht das Ganze aus. Auch hier fehlen bunt angezogene Opferpüppchen nicht.

Der Priester winkt mir; auch ich muß ein Opfer vollziehen. Ich kaufe ein Bündel Räucherstäbe und ein Bund

Tschin-tschin-Papiers — das ist die Hauptsache —, und dann wird beides verbrannt zu Ehren des Weisesten der Weisen.

Gegenüber den Figuren läßt am Eingang des Tempels ein Gebetschemel zum Niederknien ein. Aber ich sehe niemand, der sich seiner bedient. Wer dem Erhabenen



Chinesischer Bettler. (Phot. G. Benzmer)

seine Reverenz erweisen will, tritt vor das Gitter des Sanktuariums und macht drei tiefe Verbeugungen, wobei er mit den aneinandergelegten Händen weit ausholt und Kreise in der Luft zieht: die bekannte Bewegung des „Tschin-tschin“. Wird dann noch das übliche Räucherwerk verbrannt, so ist die Andacht beendet.

Auch den Tempelhof des Konfutsse-Heiligtums schmückt eine mit Räucherasche gefüllte Urne, mit geschweiftem

Dach überdeckt, einem Miniaturtempel ähnlich. Aber der Aufenthalt im Tempelhof ist gefährlich, denn Bettler gibt es hier, daß Gott erbarm'! Wie die Kletten hängen sie sich an den fremden Besucher, und hat man sie erst einmal auf dem Halse, so wird man sie bestimmt nicht eher wieder los, als bis jeder etwas erhalten hat. Dreiviertel nackte Kinder verlegen mir den Weg, in Fetzen gehüllte Halbwüchsige zupfen mich am Ärmel, Mütter,



Ein „Bücherleser“ und Wahrsager, zugleich öffentlicher Briefschreiber. (Atlantik-Photo)

halten mir ihre Säuglinge unter die Nase. „Da-lao-je,“ rufen sie, „Da-lao-je,“ was wörtlich übersetzt soviel bedeutet wie „großer alter Onkel“, aber nichtsdestoweniger als große Schmeichelei gedacht ist. Gibt man ihnen nichts, so weichen sie mit unglaublicher Hartnäckigkeit nicht von der Stelle; schenkt man ihnen etwas, so kommen immer neue.

Eilig verlasse ich das Heiligtum. Nicht lange gehe ich, so erweitert sich die Straße zu einem freien Platz, und hier sitzt hinter einem Tischchen ein Mann, der lebhaft gesti-

kulierend zu der ansehnlichen Menge seiner Zuhörerschaft spricht. Ein Volksredner? — Bewahre; es ist ein Märchenerzähler, eine im Reich der Mitte nicht seltene Erscheinung. Gespannt lauschen ihm seine Zuhörer; den Kleinen stehen die Mäulchen offen bei den Wunderdingen, die sie zu hören bekommen. Aber auch die vielen Erwach-



Chinesischer Märchenerzähler in der Eingeborenensstadt von Shanghai. (Phot. G. Benzmer)

senen folgen mit sichtlicher Spannung den Worten des Märchenerzählers.

Das Bild macht einen tiefen Eindruck auf mich. Zeigt es mir doch, wie der Chinese sich in seiner alten und hohen Kultur die Einfalt des Herzens bewahrte. Ich stelle mir im Geist einen Märchenerzähler in den Straßen unserer Städte vor. Du lieber Himmel, was müßte der den Leuten erzählen, um Zuhörer zu finden! Uns West-

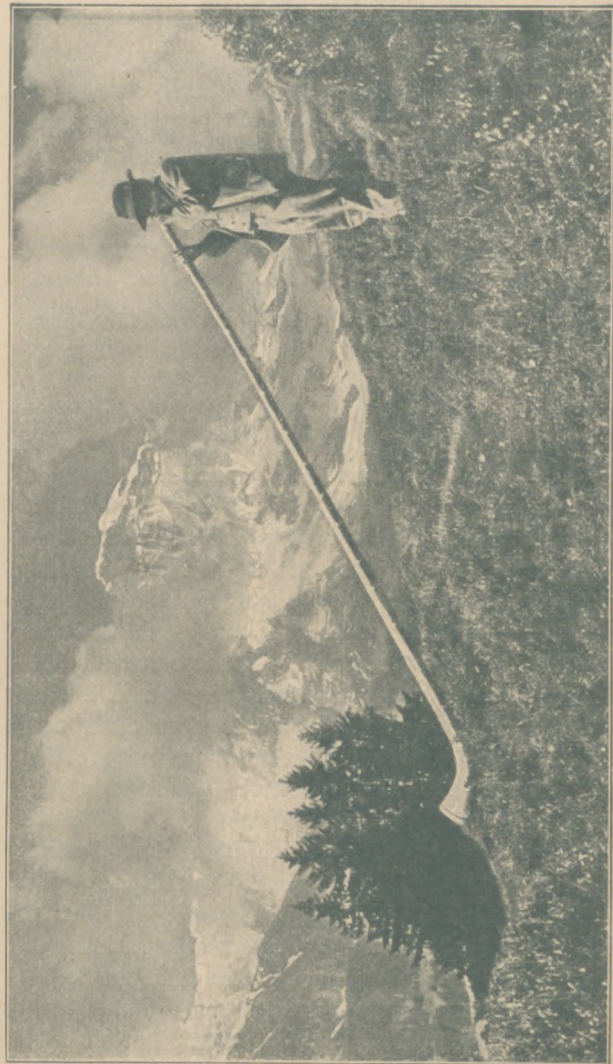
ländern ist im tausenden Tempo unserer Zeit die Freude an den Dingen, die nicht mittelbar oder unmittelbar dem Erwerb, dem Nutzen dienen, mehr oder weniger verlorengegangen.

Weit, unglaublich weit haben wir es gebracht, ver-



Chinesischer Nachwuchs. (Phot. G. Benzmer)

gleiche ich die heimischen Zustände mit denen des Chinesenviertels. Und doch ist die Frage nicht leicht zu beantworten, wer der wahrhaft, innerlich Glücklichere ist: wir, die wir unser Leben in Hast und Jagd nach äußerem Erfolg verbringen, oder der Konfuzianer, der anspruchslos sich mit dem Gegebenen bescheidet und dem wahren Glück weniger im Besitz der Güter dieser Welt als im innern Frieden in der Harmonie der Seele begründet erscheint.



Alpshornbläser.

Phot. S. Gaberell.

Ultraviolettstrahlen als Helfer und Verräter

Von Oberingenieur Mayer-Sidd / Mit 4 Bildern

Es ist allgemein bekannt, daß das weiße Sonnenlicht, wenn es durch ein Glasprisma fällt, in eine Reihe von Einzelfarben zerlegt wird, die für unser Auge als die Farben des Regenbogens sichtbar erscheinen: Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett. Diese Farbenerscheinung des durch ein Prisma zerstreuten weißen Sonnenlichtes nennt man das „Spektrum“ der Lichtquelle. Wenn nun zu dem gleichen Versuch statt des Glasprismas ein Prisma aus Bergkristall — Quarz — genommen, das Spektrum statt auf weißer Fläche auf einer photographischen Platte aufgefangen wird, so findet man beim Entwickeln der Platte, daß dies durch ein Quarzprisma entstandene Spektrum bedeutend über das mit unseren Augen wahrgenommene dunkle Violett hinausreicht. Dieser Versuch zeigt, daß im Lichte noch Strahlen enthalten sind, die wir mit unserem Auge nicht mehr sehen können. Man nennt diese — für uns unsichtbaren — Strahlen: Ultraviolettstrahlen.

Verschiedenartige Versuche erbrachten den Beweis, daß diese Strahlen allerlei vorteilhafte Eigenschaften haben. Es erschien wünschenswert, solche Strahlen in höchst erreichbarem Maße künstlich zu erzeugen. Ein geeignetes Mittel dazu fand man in der Quarzlampe. In einem luftleeren, durchsichtigen Rohr aus geschmolzenem Bergkristall befindet sich Quecksilber, das durch elektrischen Strom zu höchster Glut gebracht wird, wodurch

ein Licht von außerordentlicher Stärke entsteht. Daß glühende Quecksilberdämpfe ultraviolette Strahlen in großer Menge aussenden, war schon länger bekannt; aber bei den Quecksilberdampflampen aus Glas wurden die ultravioletten Strahlen von der Glasumhüllung absorbiert. Anders verhält es sich bei der Quarzlampe. Geschmolzener Quarz läßt die ultravioletten Strahlen vollständig durch, und der Quecksilberdampf kann auf höhere Temperatur als bei Glas gebracht werden. Infolge der sehr hohen Temperatur nimmt die Menge der vom Quecksilberdampf ausgesandten ultravioletten Strahlen außerordentlich zu, und so gelang es, eine Lampe herzustellen, die alle bisher bekannten Lichtquellen an Ultraviolettausstrahlung übertrifft.

Wenn auch das menschliche Auge die Ultraviolettstrahlen nicht wahrzunehmen vermag, so wird doch der menschliche Körper von diesen Strahlen stark beeinflusst. So ist das Braunwerden der Haut in der Sonne auf nichts anderes als auf die Wirkung der im Sonnenlicht enthaltenen Ultraviolettstrahlen zurückzuführen. Da die Wolken und gewöhnliches Fensterglas diese Strahlen stark absorbieren, so ist es erklärlich, daß man bei alpinen Wanderungen stärker gebräunt wird, da in diesen Gebieten die Höhensonne mehr wirksame ultraviolette Strahlen besitzt, die keine dicken Wolkenschichten zu durchdringen brauchen. Verständlich wird es, daß man sich hinter einer Glasscheibe stundenlang dem grellsten Sonnenlicht aussetzen kann und dabei doch nur wenig gebräunt wird, weil gewöhnliches Glas die Ultraviolettstrahlen fast völlig verschluckt.

Als die großen Erfolge von Höhensonnenbädern aus den Berichten über Kuren in dem etwa fünfzehnhundert Meter hoch gelegenen Leysin in der französischen Schweiz

bekannt wurden, wo Lungenleiden, tuberkulöse Fisteln und schlecht heilende Geschwüre durch die Ultraviolettstrahlung der natürlichen Höhensonne erfolgreich behandelt wurden, da drängte sich die Frage auf, ob Bestrahlungen mit dem künstlichen Ultraviolett der Quarzlampe Höhensonnenbäder ersetzen könnten. Zahlreiche Versuche führten zu so günstigen Ergebnissen, daß die Quarzlampe als „künstliche Höhensonne“ heute zur Ausrüstung jedes Arztes gehört. Die erste Abbildung zeigt den Brenner einer künstlichen Höhensonne, der aus

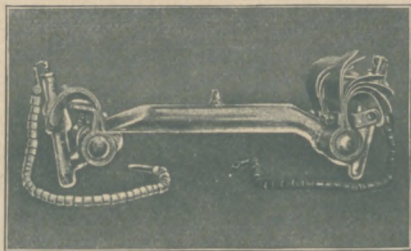


Abb. 1. Brenner der Quarzlampe.

dem bekannten kugelförmigen Lampengehäuse herausgenommen ist.

Sind die Ultraviolettstrahlen dem Menschen auf dem Gebiet der Heilkunde ein Hel-

fer, so besitzen sie aber auch noch andere Eigenschaften, die in der Industrie, Technik und Wissenschaft ungeahnte Bedeutung gewonnen haben. Das Bleichwerden der Farben erfolgt fast allein durch die Wirkung der ultravioletten Strahlen. Der Vorgang des Ausbleichens der Farben kann hochgradig beschleunigt werden, wenn man über eine Lichtquelle verfügt, die ultraviolette Lichtstrahlen in hohem Maße aussendet. Wird eine solche Lichtquelle angewendet, so erfolgt schon in einer Stunde ein Bleichwerden, wozu unmittelbare Sonnenbestrahlung oder zerstreutes Tageslicht viele Stunden, im Winter Lage oder Wochen braucht. Der Nutzen einer solchen

Lichtquelle zur raschen Lichtechtheitsprüfung von Farben ist damit offenbar.

Neben diesen bräunenden, heilenden und bleichenden Wirkungen haben aber die ultravioletten Strahlen noch eine andere wichtige Eigenschaft, die verhältnismäßig

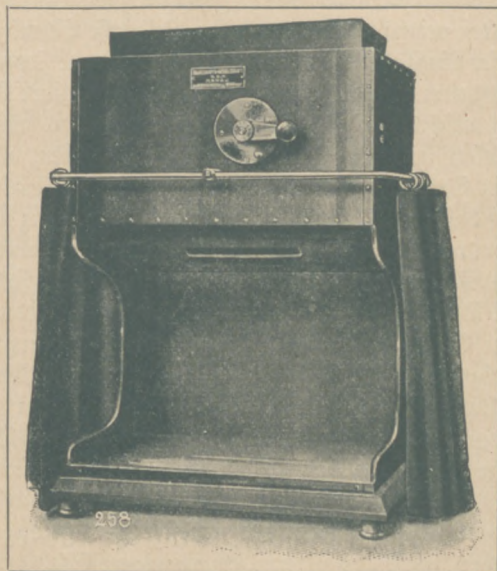


Abb. 2. Analysenquarzlampe.

lange unbeachtet blieb. An vielen Körpern und Stoffen nimmt man bei intensiver Bestrahlung ein besonderes Leuchten wahr, die sogenannte Fluoreszenz. Diese Erscheinung ist mit bloßem Auge nicht zu beobachten, und zwar deshalb, weil sie sehr schwach auftritt und oben- drein von den hellen Strahlen der Lichtquelle überdeckt wird. Will man das Fluoreszieren sichtbar machen, so

muß eine Lichtquelle genommen werden, deren „Licht“ dem Auge unsichtbar bleibt, auf den zu bestrahlenden Körper jedoch genügend stark einwirkt, um ihn zum Fluoreszieren zu bringen. Hierzu sind ultraviolette Strahlen in hohem Maße geeignet, wenn man die störenden sichtbaren Strahlen durch geeignete Vorrichtungen abzuhalten vermag. Aber darin lag die große Schwierigkeit dieser Aufgabe. Mit den bisher zu anderen Zwecken angewendeten Strahlenfiltern ließ sich das sichtbare Licht wohl zureichend abfiltrieren, aber auch das meiste Ultraviolett und vor allem die wirkungsvollsten, aller kürzesten Strahlen des Ultravioletts wurden mit absorbiert, so daß der Rest zur Erregung der Fluoreszenz nicht mehr ausreichte. Diese Verdunklungsfilter wurden bisher aus Lösungen verschiedener Salze und Farbstoffe hergestellt. Dazu gehörten Behälter aus ultraviolettdurchlässigem Glas; am besten eignete sich Uviolblauglas. Das bekannteste solcher Filter — das sogenannte Woodsche Filter — besteht aus Kupfersulfat und dem tiefdunkelorange Farbstoff Nitrosodimethylanilin. Diese mühsam herzustellenden Filter sind in der Wirkung schwer abzapfen, und die Flüssigkeiten sind außerdem unbequem zu handhaben. In neuester Zeit gelang es, ein solches Filter aus neuem, eigenartigem Glas herzustellen. Es ist von tiefdunkler, fast schwarzer Farbe, läßt aber doch die von der Sonne oder einer Quarzlampe herührenden Strahlen in ausreichender Menge durch.

Zum praktischen Arbeiten mit diesem Licht hat man einen besonderen Dunkelultraviolettapparat konstruiert (Abb. 2). Der Apparat enthält in einem kastenförmigen Aufbau den Quarzbrenner (Abb. 1), der mit dem vorn sichtbaren Handhebel eingeschaltet wird; eine hinten angebrachte Türe dient zum Einsetzen und Beobachten des Bren-

ners. In die untere Fläche dieses Aufbaues, dicht unter dem Leuchtrohr des Brenners, ist ein Dunkelfenster aus dem genannten Spezialglas eingesetzt, das nur Spuren sichtbaren Lichtes durchläßt — fürs Auge jedoch so gut wie schwarz erscheint —, während es für Ultraviolett stark durchlässig ist. Der freie Raum unter diesem Dunkelfenster ist der Beobachtungsraum, der so ausgebildet wurde, daß man Proben bequem hineinbringen kann. Zum Gebrauch stellt man den Apparat so auf, daß der Beobachtungsraum nicht vom hellen Tageslicht getroffen wird. Vorhänge dienen nötigenfalls zu noch weiterem Lichtschutz. Feinlichste Dunkelheit ist bei Beobachtungen nicht nötig, da die Ultraviolettintensität des Quarzbrenners stark genug ist.

Bei Beobachtungen durch diesen Ultraviolettapparat zeigt sich, daß bei verschiedenen Stoffen jeweils andersartige, dem besonderen Stoff eigentümliche Fluoreszenzfarben auftreten. Macht man beispielsweise auf ein Blatt Papier eine Reihe von Fett- und Ölflecken von Mineralöl, Leinöl, Paraffin oder Vaselin und bringt das Papier in den Beobachtungsraum des Apparates, so sieht man an den Fettflecken deutliche Farbenunterschiede. Nimmt man zwei Papiersorten von gleichem Aussehen fürs Auge, so zeigen sich bei dieser Untersuchung bei verschiedener Herkunft jeweils andere Fluoreszenzfarben, entsprechend den verschiedenen Rohstoffen, die zur Herstellung der beiden Papiersorten verwendet wurden. In solchen Fällen wird die Analysenlampe zum Verräter, wenn damit falsche Banknoten, Obligationen oder andere Wertpapiere geprüft werden. Auch Farbstoffe zeigen verschiedene Fluoreszenz, wenn auch der Farbton für das normale Auge keine Abweichung bemerken läßt. Kennt man die Fluoreszenz einer echten Briefmarke, so ist es

nicht schwer, Fälschungen zweifelsfrei als solche nachzuweisen. Auch bei Untersuchungen von Siegellack tritt

Uirccm ergo caria
humiliatæ ut o
atq. nihil quæsi de
mus. Nemo se des
lat. sed de gratia
Nemo sibi uirginitate
ne uigilias ut ien
ut oboediencie pa
quomodo caro sin
non potest sic re
cariatæ figura
uermatæ non p

die gleiche Erscheinung auf. Siegellack kann, mit einem anderen verglichen, für das normale Auge gleiche Farbe zeigen. Da er aber jeweils anders zusammengesetzt ist, so muß auch seine Fluoreszenz anders sein. Ein Einschreibbrief wurde unterschlagen. In der Tasche des verdächtigen Beamten fand man einen kleinen Siegellackrest, der bei der Untersuchung genau die gleiche Fluoreszenz zeigte wie der von dem Absender gebrauchte Siegellack. Die Ultraviolettstrahlen waren zum Verräter geworden!

Abb. 3. Alte Pergamentschrift vor der Bestrahlung mit der Analysenquarzlampe.

Auch echte Edelsteine und Perlen lassen sich von künstlichen durch die verschiedene Fluoreszenz erkennen.

Verschiedene Blutarten und menschliche Absonderungen jeder Art zeigen immer ihre besondere eigentümliche Fluoreszenz. Fäserchen, die beim Reiben der

Ableidung an Fenster- und Lürrahmen oder sonstwo hinterlassen wurden, können durch die Dunkelultraviolettstrahlen zum Verräter werden. Vermutet man bei Waren, beispielsweise bei Getreidemassen, Obst oder dergleichen, einen zeitweiligen Verlust, der auf Diebstahl schließen läßt, so bestreut man die Waren mit Spuren unschädlichen salizylsauren Natrons. Im Dunkelultraviolett leuchtet jedes Staubkörnchen dieses Salzes wie ein helles Sternchen auf, und der Dieb kann durch dieses Verfahren überführt werden. Manche Beispiele könnten angeführt werden, wie die Ultraviolettstrahlen zum Verräter geworden sind.

In neuester Zeit wurde mit der Analysenquarzlampe die überraschende Entdeckung gemacht, daß Geheimschriften, die in Untersuchungsgefängnissen und Strafanstalten als sogenannte Kassiber mit Speichel, Essig, Urin oder Kalkwasser geschrieben und zum Umlauf gebracht werden, im Fluoreszenzlicht gelesen werden können. Bisher mußten Papiere, auf denen man unsichtbare Geheimschriften vermutete, mit Jodgasen behandelt werden. Das hatte den Nachteil, daß solche Zettel braun wurden, woran der Empfänger merkte, daß sie untersucht worden waren. Manchmal wurden Kassiber durch die Behandlung mit Jodgasen auch völlig zerstört. Das ist nun nicht mehr zu befürchten.

Für die Seidenraupenzucht ist es von größter Wichtigkeit, die Gesundheit der Schmetterlinge, die zur Aufzucht dienen, sicher beurteilen zu können. Kranke Tiere können eine ganze Zucht gefährden und durch Ansteckung Anlaß zu verheerenden Epidemien bieten. Bringt man diese Tiere zur Untersuchung in den oben beschriebenen Apparat, so erkennt man bei gesunden Exemplaren an gewissen Körperabschnitten eine eigenartige Fluoreszenz,

die ihre Ursache in der Beschaffenheit der Säfte hat. An der jeweiligen Abweichung dieser charakteristischen Er-

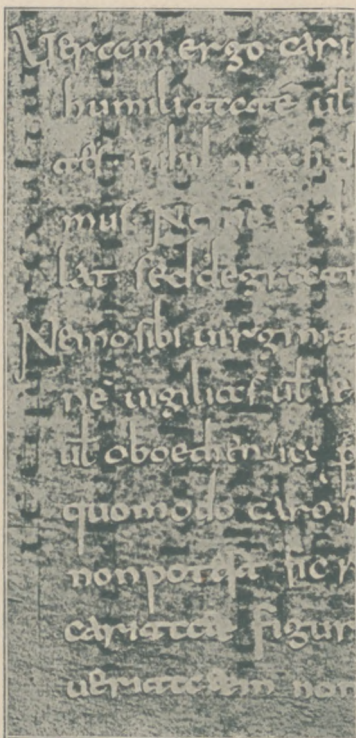


Abb. 4. Dieselbe Schrift nach der Bestrahlung mit der Analysenquarlampe. Man sieht jetzt unter der eigentlichen Schrift noch eine zweite.

scheinung erkennt man Tiere von schlechter Ernährung, also solche, die für Ansteckungen und Krankheiten besonders empfänglich sind. Derartige Kränkler können dann von der Zucht ausgeschlossen werden. Aber auch die Raupen kann man einer Untersuchung im fluoreszierenden Licht unterziehen und sicher feststellen, ob diese sich gut entwickeln und die erwünschte Qualität des Seidenfadens liefern werden oder nicht. Man hat also jetzt ein Mittel, um franke Tiere von der Zucht auszuschließen und ein einwandfreies Produkt der Raupen für den Rohstoff zur Herstellung feinsten Seide zu gewinnen.

Die Analysenlampe dient aber auch der Wissenschaft zum willkommenen Helfer, und zwar auf dem Gebiete der Urkundenforschung, der

sogenannten Palimpsestphotographie, durch welche verdeckte oder entfernte alte Schriften wieder lesbar gemacht werden. In früheren Zeiten war das Pergament so teuer, daß man als wertlos erachtete Werke, die darauf geschrieben waren, nicht fortwarf. Man entfernte die nicht mehr gewünschte Schrift entweder auf chemische oder mechanische Weise und benutzte das so gereinigte Pergament zum zweiten- oder gar drittenmal. Die auf diese Art entfernten Texte hätten für die Geschichtsforschung aber vielfach höheren Wert als der nachher geschriebene Text. In vielen Fällen gelang es, entweder nach vorsichtiger Entfernung des zuletzt geschriebenen Inhaltes oder auch ohne diese Prozedur, die Urschrift wieder herzustellen, indem man sich der Photographie durch Quarzlinsen in Verbindung mit Ultraviolettlicht bediente. In unseren Abbildungen 3 und 4 ist eine solche Schriftwiederherstellung zu sehen.

Nach Entfernung einer Schrift bleiben im Pergament immer Reste der alten Tinten oder Farbstoffe zurück, und diese fluoreszieren im Ultraviolett anders als der Pergamentstoff oder die neueren Tinten, die man überdies entfernen oder durch gewisse photographische Farbfilter unwirksam für die photographische Platte machen kann.

Die Einzelheiten des Verfahrens setzen gründliche chemische und photographische Kenntnisse voraus, die für jeden Einzelfall besonders kombiniert werden müssen. Abbildung 3 zeigt die gewöhnliche Photographie einer Pergamentschrift, so wie sie dem normalen Auge erscheint. In Abbildung 4 ist nach kunstgerechter Photographie im Ultraviolett die eigentümliche obenliegende Schrift in Weiß verwandelt mit geringen schwarzen Rändern, indes die alte Urschrift schwarzgrau zum Vorschein gekommen ist. Gewisse Unvollkommenheiten muß man da-

bei hinnehmen; zweifellos aber ist mit diesem Verfahren ein hoher Gewinn für die Geschichtsforschung erzielt.

Daselbe Verfahren kann auch zum Verräter werden bei Fälschungen durch Radieren auf Postanweisungen, Schecken oder Urkunden. So erzählt der Gerichtschemiker van Ledden Hulsebosch in Amsterdam: „Als ich anlässlich einer Studienreise meinen Kollegen Bayle in Paris besuchte, zeigte er mir ein Gemälde auf einer Holztafel, das in einem Prozeß eine wichtige Rolle spielte. Es war als echter Rubens verkauft worden, und der Käufer entdeckte später Merkmale, aus denen er meinte ableiten zu dürfen, daß es kein Gemälde des Rubens sein konnte. Das Gericht ernannte drei Sachverständige, die nach einigen Monaten ein Gutachten vorlegten. Der erste behauptete, es sei ein echter Rubens; der zweite hielt das Gemälde für eine Nachahmung. Der dritte — vielleicht der klügste von allen — erklärte, kein sicheres Gutachten abgeben zu können. Dann rief das Gericht die Hilfe Bayles an, der das Gemälde einer Prüfung bei Ultraviolettbeleuchtung unterwarf. Da entdeckte er in der rechten Unterecke die leuchtenden Striche des Namens Rubens, von welchem bei Tageslicht bloß ein paar blaue Striche zu sehen waren, aus denen man ebensogut einen andern Namen zusammensetzen konnte.“

Die Anwendung der Ultraviolettstrahlen, obwohl dem Auge unsichtbar, kann dem Menschen zum Helfer, aber auch zum Verräter werden.

Kryptogramm

Pneumatik — Lebensfrist — Busento — Kottelichen —
Wettrennen — Guttapercha.

Vorstehenden Wörtern sind der Reihe nach je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die zusammengesetzt ein Sprichwort ergeben.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Ein Siouyindianer als Maler



Lone Wolf bei der Arbeit. Der Künstler behandelt Stoffe aus dem Leben der Prärie. (Pressephot.)

Mit dem Speer gegen Löwen

Afrikanische Erinnerungen von Alb. G. Krueger
Mit 9 Bildern

Die Massai sind ein kriegerisches Hirtenvolk von hamitischer Abstammung. In Blut, Sprache, Bewaffnung und Lebensweise sind sie mit den übrigen Negern Afrikas, denen sie einst Schrecken und Angst einjagten und übel mitspielten, in keiner Weise vergleichbar. Prachtvolle Menschen sind es, nackt und schmiegsam wie Panther. Die kräftigen Muskeln spielen prächtig unter der braunen Haut. Die Massai genießen nur tierische Nahrung, Milch, Blut, Fleisch, und sind dadurch jeder Anstrengung und Gefahr gewachsen. Ihre Gesichter sind stolz, grausam im Ausdruck und furchtlos; wenn sie laufen, bewegen sie sich in langen, federnden Sätzen. Und sie sind treu dem, den sie schätzen, goldtreu!

Phantastisch ist ihr Kopfsputz, eigenartig die Bewaffnung; sie tragen mit sonderbaren Zeichnungen bemalte mit Ochsenhaut überzogene Schilde, und jeder führt in der Rechten den furchtbaren Speer, der zum Werfen und im Nahkampf zum Stoß gebraucht wird. Die Handhabung dieser Waffe will gelernt sein. Die eisernen Speerspitzen werden poliert, bis sie wie Silber glänzen; sie sind meist eineinviertel Meter lang, Spitze und Schneide scharf wie ein Rasiermesser. Vom hölzernen Stiel sieht man nicht viel, denn auch der lange Schaft ist aus Eisen, so daß der ganze Speer aus Metall zu sein scheint. Jeder der sehnigen Männer trägt die schwere Waffe, als sei sie

ein Kinderspielzeug, wirbelt sie in der Hand herum, daß sie in der Sonne funkelt und blitzt.

Einst besaßen die Massai große Viehherden, waren reiche Leute, nicht selten auch als kühne Viehräuber bei den Nachbarn gefürchtet und berüchtigt. Die schreckliche Kinderpest, die Afrika jahrelang heimsuchte, der nicht nur fast alle Viehherden zum Opfer fielen, sondern die auch unter dem Wild entsetzlich aufräumte, brachte die Massai herunter, so daß sie heute eigentlich nur noch vegetieren, immer mit der zehrenden Sehnsucht im Herzen, wieder Herden zu besitzen. Keine größere Freude



Massai mit der typischen Haartracht.

kann man einem Massai machen, als wenn man ihm einige Kühe schenkt, die er wie Kinder behandelt, hegt und pflegt. Es sind geborene Viehzüchter. Und was gab es einst bei den Massai für prächtige Herden!

Ihren früheren Raubzügen hat die britische und auch die deutsche Regierung ein Ende gemacht.

Seit alter Zeit sind die Massai daran gewöhnt, Löwen,

die zu Menschenfressern wurden oder Vieh raubten, mit dem Speer zu erlegen. Und so ist denn die Löwenjagd eine der wenigen Betätigungen geblieben, bei denen sich junge Krieger noch einigen Ruhm erwerben können. Und die Massai sind hochehrgeizig, mutig und stolz.



Massaiweib.

Jedes, sogar das wehrhafteste Tier flieht den Menschen; auch der Löwe mit seltenen Ausnahmen. Sobald er aber einmal erfahren hat, daß der einzelne Mensch leichter zu überwältigen ist als ein Tier, dann greift er fast ausschließlich Menschen an und wird so geradezu zur Landplage, ja ganze Dörfer haben der Lö-

wen wegen andere Wohnsitze aufgesucht. — Löwen, die Menschen anfielen, hatten sich in der Nähe einer Wadschaggasiedlung eingenistet; jede zweite, dritte Nacht holten sie einen der Dorfbewohner, nebenbei auch noch den Viehstand vernichtend. Die Wadschagga, die zu feige waren, um sich von ihren Peinigern zu befreien, wandten sich, Hilfe heischend, an die Massai. Siebzig Krieger

zogen denn auch sofort aus, um die Löwen zur Strecke zu bringen. Ich begleitete sie mit meinem Mausergewehr und den nötigen Patronen für alle Fälle.

Es war hoch am Mittag, als wir ein weites, flaches Tal erreichten; in der Mitte zog sich ein mit Dinsen be-



Mafaimänner in vollem Kriegsschmuck.

wachsender Strich hin; auf drei Seiten war dieses Stück von hohem Gras mit verkümmerten, vereinzelt Dornbäumen umrandet. Hier sollten die Löwen ihr Standgebiet haben. Das Tal wurde eingekreist und ein paar Meilen weit abgetrieben.

Da brach ziemlich in der Mitte des Kreises ein Mähnenlöwe hervor und ging nach rechts durch das hohe Gras

ab. Es war ein prächtiges Tier mit schwarz- und gelbbrauner Mähne, in der Fülle seiner Kraft. Er war von seiner Mahlzeit an einer Kuhantilope aufgestört worden, die er eben erst geschlagen haben mochte, denn sie blutete noch. Die Versuchung, den Löwen zu schießen, war zu groß. Aber ich wollte und durfte die Massai bei ihrer eigenartigen Jagd nicht stören. Meine Zeit kam vielleicht noch.

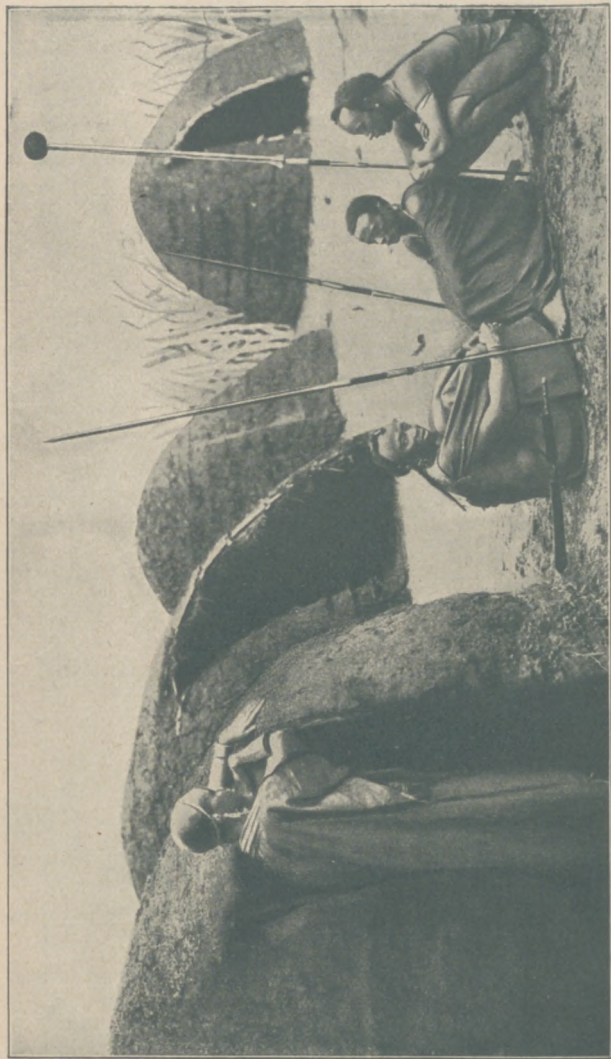
Der Löwe verbarg sich nun in einer der Schilfinseln. Zu sehen war er einstweilen nicht. Nur zeitweiliges dumpfes Grollen und Brummen verriet, daß er nicht weitergezogen war.

Allmählich begannen nun die speertragenden Männer den Kreis enger zu ziehen. Jeder kauerte, wenn er nahe genug herangekommen war, hinter seinem Schild nieder, den Speer in der Rechten; wild blitzende Augen spähten über den Schildrand nach dem Löwen.

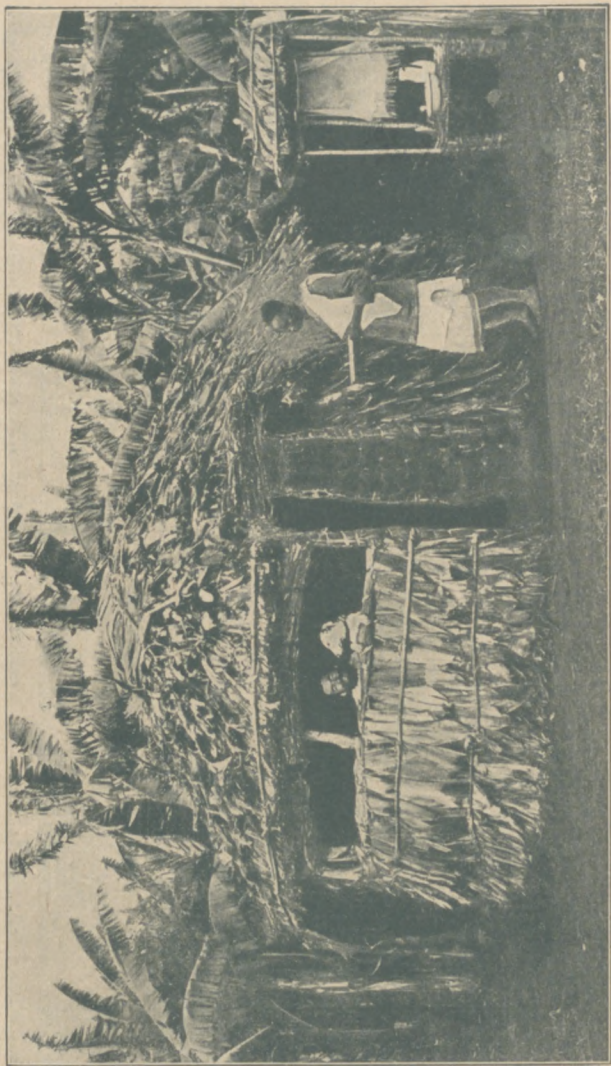
Als der Kreis immer enger ward, ging der Löwe hoch. Seine Mähne sträubte sich, der Schweif peitschte erregt hin und her, den Kopf hielt er gesenkt. Bald schloß er die Oberlippe, bald zog er sie zurück, so daß man die blitzenden Zähne sah. Bald wandte er den Kopf nach der einen, bald nach der anderen Seite, unausgesetzt grimmig grollend und knurrend. Offenbar war er in äußerster Wut.

Der Kreis der Speermänner, gespannt, schweigsam, blutgierig, und in der Mitte die starke, gereizte Bestie — es war ein grandioses, wildes Bild, das ich nie vergessen werde!

Plötzlich erhoben sich die Speermänner auf ein Zeichen ihres Führers und begannen mit hellem „Hej—ja!“ langsam vorzugehen. Rasch äugte der Löwe von einer Seite zu der anderen, sah, wo die Linie am dünnsten war und nahm mit äußerster Schnelligkeit an. Der Augenblick des Nahkampfes war gekommen.



Mafsiatal. Man beachte die langen Speerspitzen. Zur Schonung der Spitze steckt auf einem der Speere ein Dassball.



Von Massaiännern errichtete Jagdhütte für ein Dauerlager.

Die Schilde fest gefaßt, die Speere wurfbereit, rüsteten sich die vordersten Männer für den Anprall; auf beiden



Mit Speeren angegriffenes gereiztes Löwenpaar.

Seiten sprangen nun einzelne der beherztesten Krieger vor, entschlossen, den Löwen in der Flanke zu fassen.

Seinen Gefährten vorausseilend, kam der Führer in Wurfweite. Der lange Speer wippte und traf!

Als der Löwe den Schmerz spürte, schnellte er in halber Wendung herum und sprang auf den ihm Zunächststehenden los. Der Krieger schleuderte seinen Speer, der dem Löwen tief in den Körper drang; denn, bei einem Blatt einschlagend, kam er an der gegenüberliegenden Flanke über der Keule wieder heraus. Ein Meter Stahl war durch den ganzen Körper gedrungen!

Nun hob sich der Löwe auf die Hinterpranken, schlug nach dem Mann, riß ihm mit gekrümmtem Rücken den Schild herunter und bearbeitete den Krieger einen Augenblick mit Fängen und Klauen. Es sah aus, als ob eine Raße einen Hund ohrfeigte und bisse.

Da fuhr dem Löwen noch ein Speer, glatt von einer Flanke zur anderen, durch den Körper, und, als er sich abermals wandte, glichen die funkelnden Speere der von allen Seiten herbeispringenden Krieger, die auf ihn zusausten, leuchtenden, weißen Flammenblitzen.

Das Ende nahte.

Noch einen zweiten Mann konnte der Löwe packen, der ihm aber den Speer in den Körper rannte und sich losrang.

Blitzschnell waren die Krieger um ihn und über ihm. Wild vor rasender Jagdlust stachen sie fortwährend zu und erhoben ein gellendes Geheul.

Von dem Augenblick an, in dem der Löwe annahm, bis zu seinem Ende waren kaum zwanzig Sekunden verflossen, vielleicht noch weniger, aber was für Sekunden!

Wir nahmen uns sofort der beiden Verwundeten an. Sie sahen übel aus. Das Reinigen der Wunden mußte ihnen große Schmerzen bereiten; aber die Leute verzogen keine Muskel ihres Gesichts.



Ein gefährlicher Augenblick. Die Kraft des Löwen ist geschwächt durch einen Speer, der den ganzen Leib durchdringt.



Ein erlegter Löwe wird ins Lager gebracht.

Dann umkreisten die Krieger, die Schilde über die Köpfe hebend und ihren tiefen Triumphgesang anstimmend, in langsamen, tänzelnden Schritten den toten Löwen. Der Siegestanz endete in einer Szene von so grimmigem, aufregendem Reiz, wie ich sie wohl kaum jemals wieder sehen werde!

Am anderen Tage gelang es mir, die Löwin fast mühe-



Erlegte Löwin.

los zur Strecke zu bringen. Aber die beiden schon ziemlich erwachsenen Jungen — wir hatten deutlich ihre Spuren gesehen — waren und blieben verschwunden.

Die erfreuten Wadschaggas beschenkten die hilfreichen Massai mit zehn Röhren, die seelenvergnügt heimgetrieben wurden als Grundlage neuen Wohlstandes. Die Verwundeten blieben in der Pflege der Wadschaggas.



Auf frischer
Lut ertapft!

Nach einem
Gemälde von
E. Hartmann

Der Rückweg ins Leben

Von A. Nora / Mit 4 Bildern von Photothek

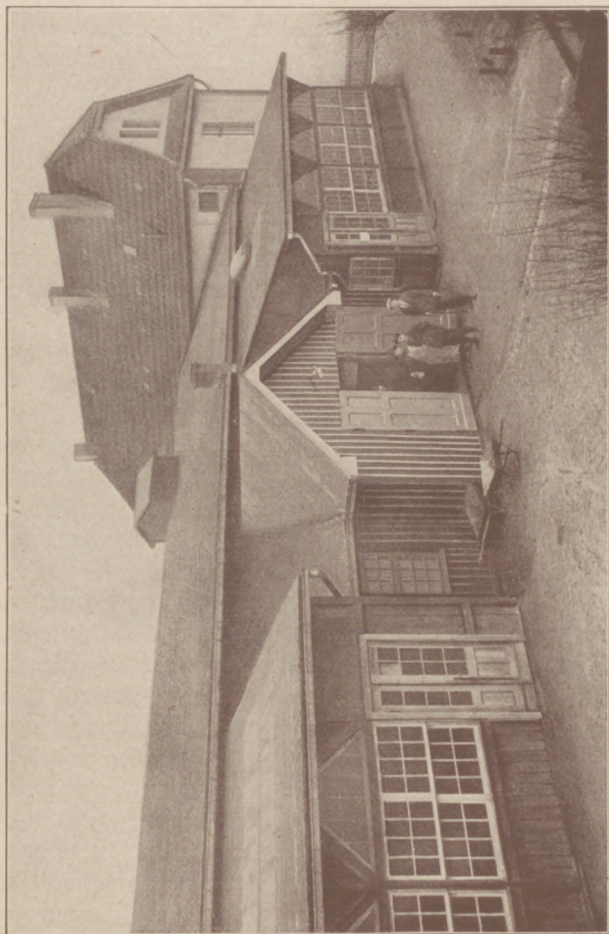
Unsere Strafvollziehung wird immer mehr vom Ziele der Besserung beherrscht im Gegensatz zu früheren Zeiten, in denen die Strafe vergelten und abschrecken sollte. So heißt es in der preußischen Dienst- und Vollzugsordnung vom 1. August 1923, daß während des Strafvollzuges „auf Erziehung zu einem geordneten und gesetzmäßigen Leben nach der Entlassung besonders hingewirkt werden müsse“. Dieses hohe, wahrhaft menschliche Ziel kann aber nur dann endgültig erreicht werden, wenn nach dieser Erziehungs- und Besserungsarbeit während der Strafverbüßung für den entlassenen Rechtsbrecher eine sachgemäße, durchdachte und planmäßig geordnete Fürsorge einsetzt. Bisher war es leider meist so, daß die Folgen eines Rechtsbruches nicht mit der verbüßten Strafe endeten, sondern erst an diesem Zeitpunkt begannen, sich in ihrer oft schmerzlichen Härte auszuwirken. Das Rainszeichen der begangenen Straftat brandmarkte den Entlassenen im freien Leben und verhinderte sein Fortkommen im wirtschaftlichen Streben. Solange die Gesellschaft einen Gestrauchelten ächtet, weil er „gefessen“ hat, und ihn zur Arbeitslosigkeit verdammt, solange wird auch mit den Bestimmungen der oben genannten Verordnung wenig zu erreichen sein.

Diesem Problem der Nachwirkung einer Strafe haben Juristen wie Nationalökonomien, Sozialpolitiker und Schriftsteller seit Jahrzehnten immer wieder ihre Aufmerksamkeit gewidmet.

Wie viele Strafgefangene sind während ihrer Haft

zur Besinnung gekommen und haben mit dem ernstesten Willen die Strafanstalt verlassen, durch redliche Arbeit ihren Besserungswillen zu zeigen! Wie vernichtend muß es aber auf solche ernstesten Vorsätze wirken, wenn die eigenen Angehörigen dem Entlassenen ihre Tür verschließen, wenn ihm trotz aller Bemühungen keine Möglichkeit zu ehrlichem Erwerb geboten wird. Die Arbeitgeber stellen ihn, namentlich in Zeiten wirtschaftlicher Depression und Arbeitslosigkeit nicht ein. Aber auch die Arbeiter wollen meist mit einem solchen Kollegen nicht zusammen schaffen und drängen ihn wieder aus der Arbeitsstelle hinaus. Auf die Straße geworfen, aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen, kann der Verzweifelte erneut zum Verbrecher werden. Ja, dieses Sichabschließen der Gesellschaft erstreckt sich nicht nur auf jene, die vom Lebenswege abirrten, sondern sogar auf ihre Angehörigen. So berichtet Oberstaatsanwalt Polenz, der Oberdirektor des Strafgefängnisses in Plözen bei Berlin, von der Frau eines Strafgefangenen, die während der Strafverbüßung ihres Mannes sich und die Kinder durch ihre Arbeit mühselig ernährte. Sie war als Verkäuferin in einem großen Geschäft tätig. Als ihre Mitangestellten erfuhren, daß ihr Mann „sitze“, mußte die Frau auf Wunsch ihrer Arbeitsgenossen von der Geschäftsleitung entlassen werden. So hängt im zwanzigsten Jahrhundert der Makel, einmal gefessen zu haben, nicht nur an dem Gestrauchelten, sondern an seiner ganzen Familie.

Hier muß also planmäßige Hilfe der menschlichen Gesellschaft einsetzen, um diese Nöte zu mildern. Wenn man bedenkt, wie viele von den jährlich allein in Preußen zur Entlassung kommenden vierzigtausend Strafgefangenen wieder rückfällig werden, wenn man überlegt, wie viele



Außenansicht des Gefangenenheims in Döberitz.

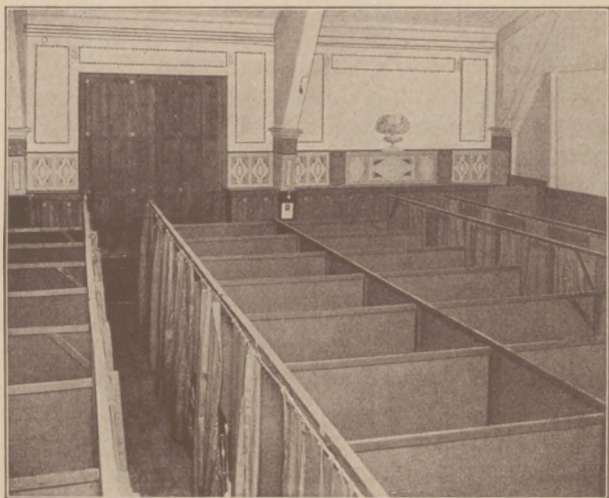
Güter damit der Volksgemeinschaft verlorengehen,
welche Kosten durch die erneute Strafverfolgung und
1927. II. 12

Strafvollstreckung der Allgemeinheit zur Last fallen, dann muß man sich fragen, ob es nicht besser wäre, diese Summen nutzbar zu machen, indem man sie zu umfassender Fürsorge für die zur Entlassung kommenden Gefangenen verwendet, und so zur Verhütung von neuen Straftaten beiträgt.

Seit rund hundert Jahren haben diese Aufgabe die deutschen Gefangenenfürsorgevereine zu lösen versucht, die zuerst im Rheinland und in Westfalen durch den bekannten Theodor Fliedner ins Leben gerufen wurden. Heute sind diese Vereine über ganz Deutschland verbreitet und haben sich zu einem „Verband der deutschen Schutzvereine für Gefangenenfürsorge und Gerichtshilfen“ zusammengeschlossen. Ihr Arbeitsgebiet ist die Fürsorge für die Entlassenen sowie die Vermittlung von einwandfreier Unterkunft und geeigneten Arbeitsstätten. Tausende von früheren Gefangenen sind durch die Tätigkeit dieser Vereine wieder brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden.

Die größte Schwierigkeit bereitet fast immer der unmittlere Übergang aus dem Gefängnis in die freie Arbeit. Das Gefängnis bot einen geregelten Tageslauf: Arbeit, Essen und Schlafen. Das Leben gibt nun mit einem Male Freiheit in allen diesen Dingen. Und so sehr diese Freiheit schließlich ersehnt wird, so hilflos steht der Entlassene ihr gegenüber. Hier soll nun ein Hilfsmittel eingeschaltet werden, das schon seit langen Jahren von allen Sozialpolitikern gefordert wurde und heute von allen Parteien der Parlamente als dringend notwendig erachtet wird. Das sind die sogenannten „Übergangsheime“, welche die Entlassenen aufnehmen und ihnen in freier Arbeit Gelegenheit zur Bewährung geben. Diese Einrichtungen dienen einem doppelten Zweck: einmal

sollen solche Gefangene, die keine Arbeit und Unterkunft haben, hier beides finden, und zum andern soll den Entlassenen, die Familie und Unterkunft haben, Arbeit und Verdienstmöglichkeit hier geboten werden, bis man sie anderweitig unterbringen kann. Die Schlesische Gefängnisgesellschaft hat die ersten Versuche auf diesem Gebiet



Der Schlaftaal, der für vierzig Personen in vierzig kleine Zellen eingeteilt ist.

gemacht. Seit acht Jahren besitzt sie in Langenau im Kreise Löwenberg ein Heim für weibliche Entlassene, „Friedenspforte“ genannt, in dem alljährlich dreißig bis vierzig Pfleglinge Unterkunft finden. Im vorigen Jahre hat die Gesellschaft in Paulinenhof bei Polkwitz im Kreise Glogau ein dreihundertfünfundsechzig Morgen großes Gut erworben und zu einem Übergangsheim für männliche Entlassene ausgebaut. Hier auf den Wiesen

und Feldern des Gutes, in seinen Waldbeständen gibt es Arbeit genug. Auch der frühere Handwerker kann wieder dem einstigen Beruf nachgehen; denn alle Handwerksbetriebe sind eingerichtet, so daß jede Anforderung, die ein so großes Heim an Reparaturen und Neuankfertigung stellt, im Eigenbetrieb erfüllt werden kann.

In Berlin standen bisher nur zwei solcher Übergangsheime zur Verfügung; seit kurzem ist ein drittes hinzugekommen, das auf dem früheren Truppenübungsplatz Döberitz in einem alten Soldatenheim eingerichtet wurde und zur Aufnahme von fünfzig Personen bestimmt ist.

Neben den Gefängnisfürsorgevereinen muß man auch das Wirken der evangelischen, katholischen und jüdischen Konfessionsgemeinschaften sowie der Heilsarmee dankbar anerkennen. Auch sie haben eine ganze Reihe von Übergangsheimen geschaffen.

Wenn an dieser Fürsorgemethode noch etwas zu ändern ist, so müßte unbedingt ein Unterschied in der Behandlung der entlassenen Strafgefangenen gemacht werden. Die gewohnheitsmäßigen Verbrecher, also diejenigen, die nicht den festen Willen zur Besserung haben, sondern immer wieder rückfällig werden, sollten nicht die Segnungen der Entlassenenfürsorge empfinden. Um die übrigen Menschen vor solchen Schädlingen zu schützen, sollten sie nach Abbüßung der Strafe einer Anstalt überwiesen werden, wo unter strengem Zwang ihre Arbeitskraft dem Volkswohl dienstbar gemacht werden kann. Der Entwurf zum neuen Strafgesetzbuch sieht übrigens die Einführung einer ähnlichen Einrichtung vor. Anders liegt es mit jenen armseligen Menschenkindern, die, geistig minderwertig, unter Ausschaltung ihres freien Willens sich zu Straftaten verleiten ließen. Sie sind nicht fähig, nach der Entlassung aus der Zelle ein geregeltes, geord-

netes Leben zu führen. Auch sie sollten in besonderen Anstalten Aufnahme finden, wo sie unter Schutzaufsicht doch einen Teil ihrer Arbeitskraft nutzbringend verwenden könnten. Für alle anderen aber, die den Willen haben, ein neues ordentliches Leben zu beginnen, sollte



In der Korbflechterei.

die Fürsorge einsetzen, schon während der Strafverbüßung und dann erst recht bei der Entlassung. Unterstützungen mit Geldmitteln haben nicht den rechten Wert. Denn wie viele von den Gefangenen, die jahrelang die Genüsse des Lebens entbehrt haben, werden den Verlockungen widerstehen und die erhaltenen Gelder richtig anwenden? — Hier sind andere Mittel besser am Platze: geeignete Unterkunft und Erwerbsmöglichkeit. Und noch eines

Kommt hinzu, das einer von denen, dem es glückte, den Rückweg ins Leben wiederzufinden, in seinen Erinnerungen näher bezeichnet als „eine grundsätzlich andere



Der Raum, in dem sich die Insassen des Heims während ihrer Mußestunden aufhalten können.

gesellschaftliche Einstellung zum Straftentlassenen, die Einstellung, die eine Aufgabe und Pflicht der Gesellschaft darin erblickt, den ‚Verbrecher‘ in den verschiedenen Stadien der Haft wie auch nach der Entlassung sorgfältig wieder an die Interessen-, Ehrgeiz- und Gefühlsbeziehungen des Gemeinschaftslebens zu gewöhnen“.

Frauenwunsch

Die „f“, die du mir mitgebracht,
hat große Freude mir gemacht;
doch soll sie noch mehr mich entzücken,
laß eine schöne „m“ aufhaken.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Modelsaunen



Marjori Williamson im Seebad Pasadena mit einer mehrere
Meter langen Pythonschlange. (Scherl)

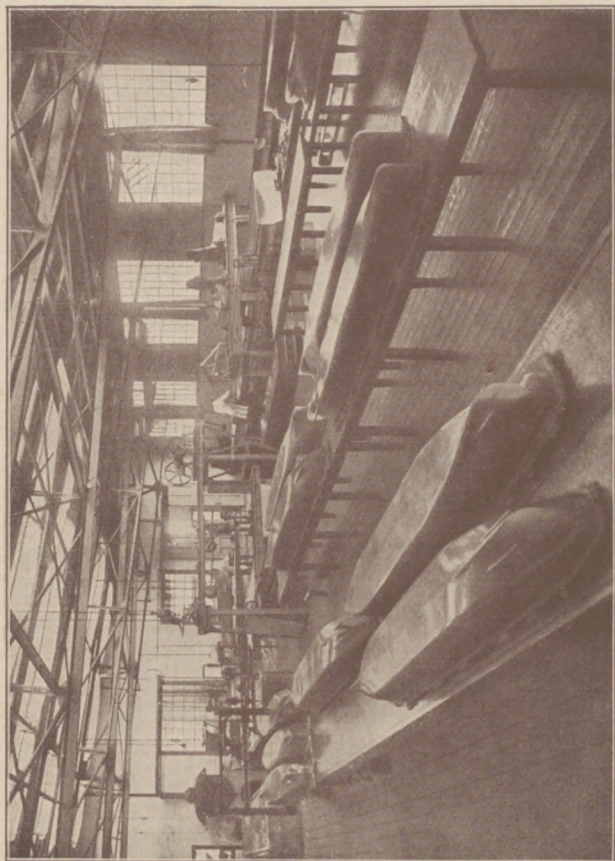
Die Hamburger Schiffbauversuchsanstalt

Von Alb. Rosin / Mit 3 Bildern

In einer Vorstadt Hamburgs, abgelegen und abgeschlossen, steht ein mächtiges Gebäude, das, trotzdem es eine Fülle des Interessanten birgt, nur wenigen Hamburgern bekannt ist und von dem man außerhalb Hamburgs kaum etwas weiß. Es ist die segensreich wirkende Hamburger Schiffbauversuchsanstalt.

Im Jahre 1910, als die Entwicklung des deutschen Schiffbaues zu den breiten und schnellen Linienschiffen sowie den großen Schiffstypen „Imperator“ und „Waterland“ überging, entstand der Gedanke, für Deutschland eine auf lange Wirkungsdauer bemessene Schiffbauversuchsanstalt zu gründen. Dieser Plan wurde besonders von dem bekannten Hamburger Konsul Schlick gefördert, der für diesen Zweck ein bedeutendes Legat aussetzte. Im Herbst 1910 traten führende Männer des Schiffbaues und der Schifffahrt auf Veranlassung der Handelskammer in einer technischen Kommission zusammen, um Vorarbeiten zu erwägen und zu leisten. Die Angelegenheit wurde damals noch nicht völlig spruchreif. Aber als 1913 die bisher größte deutsche Versuchsanstalt in Bremerhaven, die dem Norddeutschen Lloyd gehörte, den erweiterten Hafenbauten zum Opfer fallen mußte, entschloß sich der Hamburger Staat, die Anstalt auf geeignetem Staatsgrund auf Staatskosten bauen zu lassen und zusammen mit fünfzehn deutschen Werften

und Reedereien eine Gesellschaft zu bilden, die den Betrieb der Anstalt garantieren sollte. Die Anstalt, die bei-



Raum, in dem die Versuchsmodelle aus Paraffin hergestellt werden.

läufig zur Zeit die größte derartige Schöpfung der Welt ist, wurde in den Jahren 1913 bis 1915 errichtet.

Laien könnten fragen, ob denn eine solche Anstalt überhaupt nötig sei, da doch jede Werft ihre eigenen Konstruktionsbüros unterhalte. Darauf müßte erwidert werden, daß sie nötig ist. Denn Arbeiten, die in den Büros Wochen schweren Kopfzerbrechens, Rechnens und Kalkulierens erfordern, können in der Anstalt in wenigen Stunden bewältigt werden. In der Anstalt sind Berechnungen oder Fehlkalkulationen nicht möglich, wie sie öfters schon — lediglich eines kleinen Fehlers wegen — vorkamen, so daß sich erbaute Schiffe für ihre besonderen Zwecke als unbrauchbar erwiesen. Außerdem werden in der Anstalt noch viele andere Arbeiten und Untersuchungen ausgeführt, die nie in einem Büro in gleicher Weise geleistet werden können.

Während des Krieges hat die Anstalt hauptsächlich Unterseebootmodelle untersucht, die auf die zweckmäßigste Formgebung geprüft und entwickelt wurden. Die Arbeiten erstrecken sich jedoch nicht nur allein auf die Untersuchung und Feststellung der günstigsten Schiffsform für die beabsichtigte Geschwindigkeit eines Schiffes, wie sie beispielsweise für Handelsschiffe, Flußkähne und Schleppdampfer ausgeführt worden sind, sondern ebenso wichtig ist die Entwicklung richtiger und geeigneter Schraubenformen und vor allen Dingen die Untersuchung, welche Schraubenkonstruktion für jedes bestimmte Schiff die passendste ist, das heißt wie der an dem betreffenden Schiff durch seine besondere Form auftretende Wasserwiderstand am vorteilhaftesten und leichtesten überwunden werden kann.

Bei der Ausbildung geeigneter Schiffsformen und der Konstruktion geeigneter Schrauben konnten Leistungserparnisse von zehn Prozent und darüber durch die Versuchsanstalt erzielt werden, Ersparnisse, die hernach in

der Praxis ihre volle Bestätigung fanden, so daß die Reedereien immer deutlicher erkannten, welche Vorteile sich ihnen bieten, wenn sie nicht nur die Pläne ihrer Neubauten der Versuchsanstalt zur Prüfung übergeben, um das wirtschaftlichste Schiff zu erhalten, sondern auch fahrende Schiffe einer Nachprüfung unterziehen lassen, ob nicht durch gewisse Änderungen, beispielsweise der Schraubenkonstruktion, bessere Leistung und Wirtschaftlichkeit zu erzielen sei. In dieser Hinsicht hat die Anstalt in der letzten Zeit starke Erfolge verzeichnen können, namentlich dank gewissen Neuerungen, die erst von ihr eingeführt wurden. Bei der Entwicklung neuartiger Steuerkonstruktionen, wie beispielsweise des Flettnersteuers, hat die Anstalt ebenfalls segensreich mitgewirkt.

Ein weiteres Arbeitsfeld der Anstalt ist die Untersuchung der Stabilität von Schiffsmodellen. Unter Stabilität von Schiffen versteht man das mehr oder weniger ruhige Liegen des Schiffes im Seegang während der Fahrt. Augenblicklich ist man in der Anstalt damit beschäftigt, den Strömungsverlauf der Wassermassen bei verschiedenen Schiffsformen, also das Wasser, das durch das Durchschneiden des Kiels eines Schiffes an den Seiten des Schiffes entlangströmt und die Einwirkung der Schrauben auf verschiedene Schiffsformen zu untersuchen. Es ist das eine langdauernde und schwierige Arbeit, die, nebenbei bemerkt, auch größeren Geldaufwand verursacht.

Die Tätigkeit der Anstalt ist überaus umfangreich; aber sie ist dazu auch mit den neuesten und besten Meßapparaten ausgerüstet.

Wie gehen nun solche Untersuchungen in der Anstalt vor sich? Und welche Apparate werden dabei benutzt?

Angenommen, die Hamburg-Amerika-Linie wollte ein

Schiff von hundertzweiundzwanzig Meter Länge und der entsprechenden Tragfähigkeit bauen, das dreizehn Seemeilen in der Stunde laufen soll. Sie gibt den Auftrag an eine Werft, die ihn ihrem Konstruktionsbüro überweist. Dort wird das zu erbauende Schiff von den Konstruktionsingenieuren zunächst einmal genau berechnet und dann in allen Teilen gezeichnet. Nachdem der Chefingenieur der Werft die Zeichnung sorgfältig überprüft hat, gelangt sie endlich zur Schiffbauversuchsanstalt. Das geschieht, bevor mit dem Bau des Schiffes begonnen wird. In der Anstalt wird nun nach der Zeichnung ein Paraffinmodell gegossen und auf Spezialfräsmaschinen nach den Linienrissen der Zeichnung bis auf ein Zehntelmillimeter genau ausgearbeitet. Das Paraffinmodell, das, da das Schiff hundertzweiundzwanzig Meter lang werden soll und die Modelle im Verhältnis eins zu fünf und zwanzig gefertigt werden, vier Meter achtundachtzig Zentimeter lang ist, entspricht in seiner Gestalt dem projektierten Fahrzeug. Vorläufig aber nur in der Gesamtform. In der Zeichnung ist der größte Tiefgang, den das beladene Schiff später erreichen soll, genau errechnet. Und in der Anstalt wird nun das Modell unter Zuhilfe-



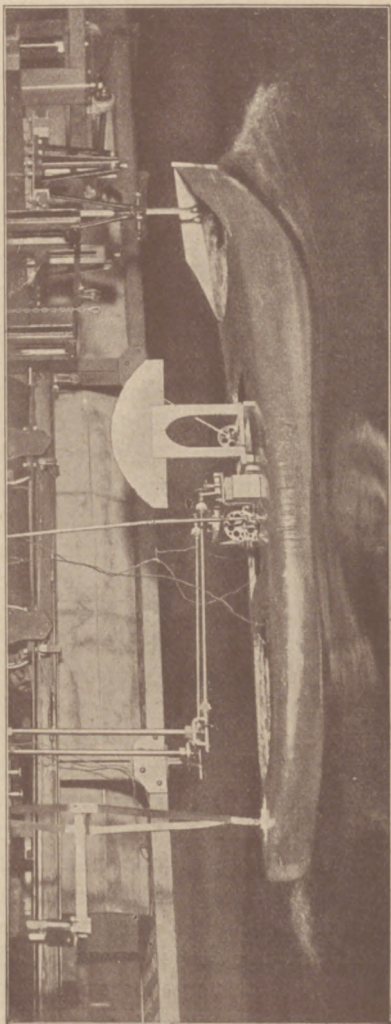
Versuch zur Feststellung des Strömungsverlaufes der Wassermassen.

nahme feiner Nadeln und feinsten Meßinstrumente so belastet, daß es diesen Tiefgang erreicht, nachdem vorher ein Maschinchen mit zwei Schrauben — das zukünftige Schiff soll Doppelschraubendampfer werden — eingefeszt worden ist, das dem Modell jede gewünschte Schnelligkeit zu verleihen vermag. An dem Maschinchen befinden sich haargenaue Meßinstrumente, die automatisch jede gefahrene Schnelligkeit, den Strom- und den Propellerwiderstand anzeigen. Irgend ein Schwanken oder ein Irrtum ist bei der Anwendung dieser Instrumente unmöglich. Die Anstalt besitzt eine ganze Anzahl derartiger Maschinchen, die den verschiedenen großen wirklichen Schiffsmaschinen im genauen Verhältnis angepaßt sind. Nun erst gleicht das Modell dem zu erbauenden beladenen Schiffe im Verhältnis eins zu fünfundzwanzig, und die Probefahrten können beginnen.

In der Anstalt befindet sich ein großer Versuchstank von dreihundertfünfzig Meter Länge, sechzehn Meter Breite und sieben Meter Tiefe, der fünfundzwanzigtausend Kubikmeter Wasser faßt und aus zwei Teilen besteht. Der vordere, kleinere Tank ist hundertfünfundsechzig Meter lang, acht Meter breit und etwas über vier Meter tief. Der hintere, große Tank besitzt bei einer Länge von hundertfünfundachtzig Meter eine Breite von sechzehn und eine Tiefe von sieben Meter. Die ganze Tankgröße bedeutet für ein Schiff von hundertzweiundzwanzig Meter Länge und für das einem Maßstabe von eins zu fünfundzwanzig entsprechende Modell von vier Meter achtundachtzig Zentimeter Länge eine Meßstrecke, die vier Seemeilen entspricht, einer Wasserbreite von vierhundert Meter und einer Tiefe von hundertfünfundsiebzig Meter.

Durch einen verstellbaren Boden kann im vorderen Tank jede beliebige Wassertiefe für Versuche auf seich-

tem Wasser und in Kanälen eingestellt werden. Zur Beobachtung der Strömungsverhältnisse, beispielsweise beim Arbeiten der Schrauben im Tunnel unter Schraubenschirmen, dient ein am vorderen Lank angebauter schmaler Lank mit Glaswänden und Glasboden, so daß man die Strömung des Wassers von allen Seiten beobachten kann. Ein schwimmender Beobachtungskasten mit unter Wasser angebrachten Fenstern kann an jeder beliebigen Stelle im Lank aufgestellt werden und dient dazu, das fahrende Modell unter Wasser aus größter Nähe zu beobachten und zu photographieren, um fest-



Versuch mit dem Paraffinmodell eines Schiffes mit eigenem Maschinchen auf der Probefahrt

zustellen, ob beispielsweise Schlingerkeile richtig in der Strömung liegen.

In den Versuchstank wird nun das Paraffinmodell gesetzt, und es beginnt seine Probefahrt zuerst langsam, dann schneller und schneller, bis die gewollte höchste Geschwindigkeit erreicht ist. Während dieser Probefahrt wird das Modell von scharfen Augen sowohl über als auch unter Wasser auf das genaueste geprüft und auch photographiert. Nichts entgeht dieser Prüfung. Und was die Augen nicht sehen sollten, wird im Photogramm einwandfrei festgehalten.

Die Probefahrt des Modells ist beendet. Das Konstruktionsbüro der Werft hat keinen Fehler gemacht, die Zeichnung war richtig entworfen. Die gewollte Geschwindigkeit ist mit der vorausgesetzten Kraft erreicht; die Stabilität ließ nichts zu wünschen übrig. Das Schiff könnte nun nach dem Entwurf und der Berechnung der Werft gebaut werden, würde auch allen Voraussetzungen vollkommen entsprechen. Damit ist aber die Versuchsanstalt noch nicht zufrieden. Jetzt erst beginnt die eigentliche Arbeit! Folgende Fragen werden aufgeworfen und gelöst: Wie könnte der Betrieb des zukünftigen Schiffes noch wirtschaftlicher gestaltet werden? Das heißt: Könnte man mit der zur Verfügung stehenden Kraft mehr leisten? — Weiter: Ist es möglich, mit geringerer Kraft das gleiche an Leistung zu erreichen und wie?

Wie schon bemerkt, ist das Modell während der Probefahrt peinlich genau beobachtet worden. Die Ingenieure der Anstalt haben ein erschöpfendes Bild vom Fahrzeug und seinen Leistungen gewonnen. Nun beginnt das Probieren. Andere Schraubensysteme werden am Modell versucht, auch an der Schiffsform da und dort etwas geändert. Oft genug ist die Anstalt in der Lage, Vorschläge

zu unterbreiten, die den Betrieb erheblich wirtschaftlicher gestalten.

Ein Beispiel möge dies erläutern. Die Widerstandsunterschiede verwandter Modelle kennzeichnen sich oft schon in der Wellenbildung. Bei gleicher Geschwindigkeit und gleicher Verdrängung hatte das auf Vorschlag der Versuchsanstalt etwas verlängerte Modell eine glattere Bugwelle, mithin viel weniger Wasserwiderstand als das ursprünglich in der Werft theoretisch berechnete Modell. Das Schiff wurde nach dem Vorschlag der Versuchsanstalt gebaut und erzielte mit der angelegten Kraft durch die Verlängerung eine Seemeile mehr in der Stunde.

Propeller werden unter Wasser aufgenommen. Die Propellermodelle werden aus besonderem Propellerweißmetall oder aus Bronze in Größen von sechzig bis zu sechshundert Millimeter Durchmesser gegossen, auf einer Präzisionsfräsmaschine in jeder gewünschten Form bearbeitet und mit Feinmefsinstrumenten auf ihre richtige Form geprüft.

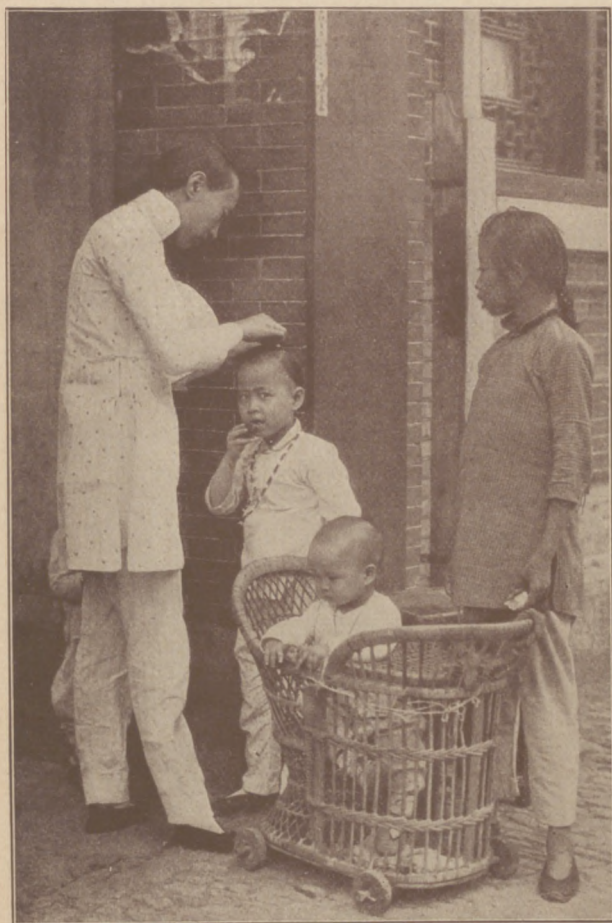
Diese Ausführungen dürften ein Bild von den Zielen und Arbeitsmethoden des hamburgischen Forschungsinstituts vermittelt haben, das, ohne bisher in der breiten Öffentlichkeit bekannt geworden zu sein, im modernen Schiffbau eine bedeutende Rolle spielt. Kostspielige Fehlbauten lassen sich stets vermeiden, da die Einrichtungen der Versuchsanstalt ermöglichen, gleiche Verhältnisse zu schaffen, wie sie draußen in der Praxis herrschen, um so die Bedingungen rationellsten Verfahrens festzustellen.

Rätsel

Das „d“ wiederholen muh,
was deine Stimme wird verkünden;
„br“ hingegen ist als Fluß
im schönen Spanien zu finden.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Die vermännlichte Frau in — China



In China haben die Frauen schon längst die Hosen an. Eine chinesische Mutter aus dem Mittelstand ordnet an einer Straßenecke die Haare ihres Lächterchens. Auch die Mädchen tragen Hosen.

(Phot. F. D. Koch)

Unsere erste Preisaufgabe

Mit neuen Preisaufgaben wenden wir uns in diesem Band an unsere Leser

Solange es in unserem lieben Vaterland heitere, sangesfrohe Menschen gibt und geben wird, bleiben unsere kostbaren deutschen Volkslieder Gemeingut aller. Wie marschirt es sich prächtig





unter freiem Himmel mit einem Lied auf den Lippen! Neu belebt wird jeder; da wird auch der Müdeste wieder munter und wandert fröhlich im Takt mit. Oder welche Freude macht ein gemeinsames Lied, gesungen bei der Raft auf grüner Wiese! Und wie unendlich groß ist die Zahl unserer Volkslieder, wie vielartig und reich ihr Inhalt: Scheiden und Meiden, Liebeslust und Liebesleid, frohe Wanderzeit, Handwerk, Jäger- und Soldatenleben, das ganze große Vaterland mit seinen Gauen, mit seinen Bergen und Tälern, Wäldern und Feldern — all das spiegelt sich wider in den Versen der Volkslieder. Auch wie manche Sorge hat der Klang eines Liedes schon verscheuht: „Hab' mir ein Liedlein gesungen, und alles, alles war wieder gut!“

Gar oft kommt es vor, daß man die Melodie eines Liedes hört und sich nicht auf den Text besinnen kann; in anderen Fällen weiß man den Rehrreim eines Liedes, aber der Anfang will uns trotz allen Nachdenkens nicht einfallen.

Wir stellen unseren Lesern eine ähnliche Aufgabe. Auf Seite 194, 195 und 197 bringen wir drei Abbildungen. Zu jedem Bild soll der Anfang — nicht etwa die Überschrift — eines bekannten Volksliedes gefunden werden. Ist es nun nicht unterhaltend, einen Versuch zu unternehmen, die Anfänge dieser Lieder ausfindig zu machen? — Manche Erinnerung an froh im Kreise lieber Freunde verlebte Stunden wird vielleicht dabei auftauchen und den Leser beim Raten unterstützen.

Zur Beteiligung an der Lösung dieser Aufgabe sind alle Leser unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ berechtigt. Wer die erste Preisaufgabe und die zwei weiteren, die in Band 5 und Band 6 noch veröffentlicht werden, richtig löst und die gesammelten Lösungen bis spätestens 1. Juli 1927 an die unterzeichnete Schriftleitung einsendet, wird in die Liste der



Preisanwälter aufgenommen. Für die Lösungen sind nur die Bordrucke zu den Preisaufgaben zu verwenden; sie sind genau auszufüllen und gesammelt einzusenden.

Der Bordruck, auf dem die Lösungen einzutragen sind, befindet sich in diesem Bande, nach Seite 208 auf dem gelben Blatt.

Über die Zuteilung der im ersten Band des Jahrgangs 1927 für die richtige Lösung aller drei Preisaufgaben ausgesetzten wertvollen Preise entscheidet das Los unter notarieller Aufsicht. Die Einsender unterwerfen sich unter Verzicht auf jede andere Auseinandersetzung der Entscheidung des Preisgerichts. Briefliche Anfragen können nicht beantwortet werden. Die Preisträger werden wie bisher im dreizehnten Band bekanntgegeben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Schriftleitung der „Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens“, Stuttgart



Achtthundert Jahre alter Rajaranitempel zu Bhubaneschvara.

Mannigfaltiges

Grober Klotz — grober Keil

Grobiane gibt es wohl in allen Gesellschaftsschichten. Solche Originale nehmen das Recht für sich in Anspruch, alles herauszusagen, was ihnen durch den Kopf geht. Eines Tages saß so ein rauhbeiniger „Gradaus“ an einer gastlichen Tafel. Unter anderen Speisen kam auch ein aus allerlei Fleischresten bereitetes Ragout auf den Tisch. Der Rauhbauz prüfte zuerst mißtrauisch das Mischgericht, versuchte vorsichtig ein paar Bissen und ließ es sich dann aber doch gut schmecken. Als er den Teller geleert hatte, sagte er zur Gastgeberin: „Gnädigste, ich begreife nicht, wie man ein solches Gericht auf die Tafel bringen kann. Es schmeckte zwar nicht übel, aber eigentlich ist es doch nur eine Art Schweinemast.“ Da fragte die Herrin des Hauses so harmlos wie möglich: „Dann ist Ihnen gewiß noch eine Portion gefällig.“ Der Grobian war so verblüfft, daß ihm für diesmal nichts mehr einfiel. G. Ritt.

Übertrumpft

Zwei lustige Studenten hatten in einem benachbarten Städtchen gehörig gekneipt. Da sie sich nicht mehr ganz sicher auf den Beinen fühlten, benutzten sie die Gelegenheit, mit einem Wagen der fahrenden Post heimzukehren. Wie es zur guten alten Zeit herkömmlich war, mußte der Wagen am Stadttor halten. Der Zöllner kam aus seinem Häuschen und fragte die Reisenden nacheinander nach Namen und Stand. Zuletzt kamen die Studenten daran. Sie wollten den Zöllner verulken, und der erste Student sagte: „*Studiosus juris Dhs.*“

Der zweite Student stellte sich vor: „*Candidat medicinae Kuh.*“

Der Zöllner sagte: „Gut. Postillon fahr zu mit deinen Rindviechern!“

D. Hor.

Was essen und trinken wir im Laufe des Jahres?

Ein Vergleich des Durchschnittsverbrauchs der Lebens- und Genußmittel, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, ergibt, daß wichtige Nahrungsmittel, wie Kartoffeln, Getreide, Fleisch u. a.,

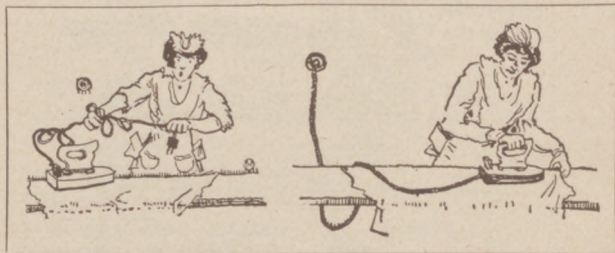


Jahresverbrauch wichtiger Lebens- und Genußmittel pro Kopf der deutschen Bevölkerung.

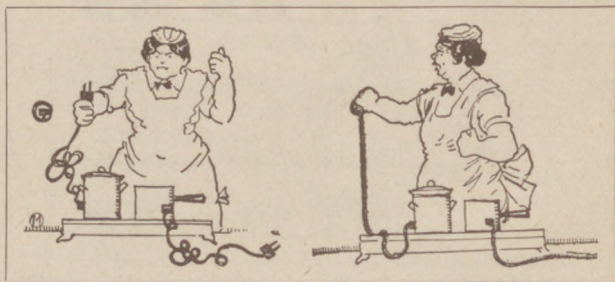
gegenüber den Friedenszeiten immer noch im Verbrauch zurückbleiben. Trotzdem sind es recht stattliche Mengen, die der Deutsche durchschnittlich im Laufe des Jahres zu sich nimmt: 433,1 Kilo Kartoffeln, über zweihundert Kilo Getreide, fünf- undachtzig Pfund Fleisch usw.

Der isolierte Schnurhalter „Sieger“ für Anschlußleitungen

Es gibt heute kaum mehr einen Haushalt, geschweige ein Büro oder einen Geschäftsraum, in dem nicht auch irgend ein elektrischer Apparat vorhanden ist: Fernsprecher und Radioleitung,



Heiz- und Beleuchtungskörper, Kochapparate und Bügeleisen. Zum Frisieren und Haartrocknen, Elektrisieren und Massieren braucht die anspruchsvollere Dame den elektrischen Anschluß für



die Spezialapparate. Und überall gibt es bei solchen Anschlußleitungen gar zu leicht Störungen und Hemmungen durch zeitraubendes und verärgernendes Verwickeln der boshaft sich frinkelnden Schnüre. Diesen Lücken ist man nicht mehr wehrlos ausgeliefert, wenn man den isolierten Schnurhalter „Sieger“

anbringt. Er besteht aus einer mit Seide umspunnenen Metallspirale, die sich ohne besondere Kosten und Schwierigkeiten über die Anschlußleitung als Schutz und zur Verhinderung des lästigen Verwickelns anbringen läßt. Der patentierte Halter „Sieger“ hat sich trefflich bewährt und hat neben dem Vorteil, daß die Leitungsschnüre durch ihn sehr geschont werden, noch den anderen, daß durch seine Isolation Kurzschlüssen an den Leitungen vorgebeugt wird. Eine geringe Ausgabe für die Anschaffung erspart viel Verdruß.

S. M.

Garnierte Platten

Von alters her ist gute Bewirtung der Gäste Ehrenpflicht in jedem Haushalt gewesen. Mag auch die Speise noch so schmackhaft zubereitet sein, so wird sie doch mit größerem Genuß gegessen, wenn sie zierlich und einladend hergerichtet auf den Tisch kommt. „Soll sich Zung' und Magen laben, will das Auge auch was haben.“ Der Hausfrau bieten sich sowohl bei warmen als auch besonders bei kalten Gerichten viele Möglichkeiten, die Speise mit geringen Mitteln anmutig und anziehend gestaltet aufzutischen. Abbildung 1 zeigt einen italienischen Salat. Zwei bis drei Salzheringe — auch Sardellen oder Bismarckheringe tun den gleichen Dienst — werden gewässert, entgrätet und in kleine Würfelchen geschnitten. Ein halbes Pfund kalter Braten, den man unter Umständen auch durch corned Beef ersetzen kann, sechs bis acht gekochte Kartoffeln, zwei bis drei Apfel, sechs bis acht kleine Essiggurken und eine kleinere Zwiebel werden in gleicher Weise zu Würfeln geschnitten. Dann fügt man Salz, Pfeffer und Essig hinzu, bringt alles gut untereinander und läßt das Ganze einstweilen durchziehen. — Inzwischen bereitet man die Mayonnaise zu. Das Eigelb von einem gekochten Ei wird ganz fein zerdrückt und mit dem Eigelb von einem rohen Ei gemischt. Dabei läßt man die entsprechende Menge Öl erst tropfenweise, später reichlicher unter fortwährendem Rühren einfließen. Ist die Mayonnaise dick, so würzt man sie mit einem Löffel Essig, einem Löffel Senf, einer Prise Salz und einer Prise Zucker. Jetzt wird die fertige Mayonnaise mit dem Salat vermischt und das

Ganze in einer Glasschale aufgeschichtet, so daß es die Form von einem kleinen Berge bekommt. Nun geht man an das Garnieren des Salats. Oben in der Mitte verziert man ihn mit kleingeschnittenen roten Rüben und Gurken; hat man keine Gurken zur Hand, so kann man auch Petersilie verwenden. Die Garnierung unten schafft besonders durch ihre Farbenzusammenstellung ein anziehendes Bild. Auf dünnen runden Pumpernickelscheiben liegen kleinere Scheiben aus gekochten Kartoffeln und auf diesen



Abb. 1. Italienischer Salat, garniert mit Pumpernickel-, gekochten Kartoffel- und Roterübenscheiben.

ganz kleine Scheiben von roten Rüben. Um das Ganze legt man zum Schluß noch einen Kranz von gewürfeltem Aspik.

Einfacher und schneller geht die Herstellung der Matte von Abbildung 2 vor sich. Vier schöne, gleich große rohe Kartoffeln werden geschält; dann schneidet man ein Deckelchen ab und höhlt die Kartoffeln aus. Jetzt geht man daran, die Füllung aus Resten von kaltem Braten, etwas Speck und geriebenem Weißbrot, einer Sardelle, Zwiebel, zerlassener Butter, ein bis zwei rohen Eiern, etwas Salz, Pfeffer und Muskatnuß herzustellen. Dann werden die Kartoffeln gefüllt und die Deckelchen daraufgelegt, die man

entweder mit einem Holzstäbchen befestigt oder mit Faden bindet. In einer flachen Kasserolle, in die man ein paar Eßlöffel zerlassene Butter, etwas Bratensoße und nach Belieben einige Kapern und Zitronenscheiben getan hat, werden die Kartoffeln weich gedämpft. Vor dem Servieren werden die Deckel abgenommen und die Kartoffeln mit Paniermehl, das man in Fett gebräunt hat, verziert. Auch in Fett gebräunte Suppenudeln leisten beim Verzieren der gefüllten Kartoffeln gute Dienste.



Abb. 2. Matte mit gefüllten Kartoffeln.

Selbstverständlich sollen und können diese Zeilen keine allgemeingültigen Regeln geben, sondern nur Anleitungen, wie man es vorteilhaft machen könnte. Manche Hausfrau wird wieder mit anderem Geschmack sich bei der Ausschmückung der beschriebenen Matten betätigen. Und schließlich wird auch Übung und Liebe zur Sache den einen oder anderen Weg zur gefälligen Anordnung der Speisen noch erschließen. Frau E. K.

Wie Namen entstehen

Im Französischen wird ein kleines rundes Fenster, wie man es früher in Schiffskabinen angebracht hat, neben „œil de bœuf“, das heißt Bullauge, auch noch anders genannt. Ein deutscher

Kriegsgefangener soll einst gefragt haben, wie man ein solches Fenster französisch nenne; er hatte nach dem Fenster deutend gesagt: „Was ist das?“ — Der Franzose hielt die Frage für die Bezeichnung eines solchen Fensters in Deutschland. Nach französischer Aussprache wiederholte er: „le vas-ist-das“. Und auf diesem Irrtum beruht der heute in Frankreich übliche Ausdruck „le vasistas“ für ein Bullauge oder Kabinfenster.

Das französische choucroute für Sauerkraut ist die Verwelschung des plattdeutschen Wortes „Surkrut“.

In Alaska, an der nördlichsten Küste des Beringsmeeres, liegt der wenig bedeutende Ort Nome. Der noch heute gültige Name erschien zuerst auf englischen Seekarten, ohne daß jemand im Ort selber davon geahnt hätte. Das kam so: Als das englische Kriegsschiff „Herald“ auf der Suche nach dem verunglückten Nordpolforscher Franklin an der Küste von Alaska hinfuhr, sollte gleichzeitig die Karte der Küstengegend vervollständigt werden. So kam auch das in Rede stehende Goldgebiet in Frage. An der Stelle des Ortes stand auf der vorliegenden Karte, weil noch unbekannt und unbenannt, name — zu deutsch „Name“ — und dahinter ein Fragezeichen. Der Zeichner hatte dieses Fragezeichen und auch den Namen etwas verfleckt eingetragen. Das hydrographische Amt der Admiralität in London enträtselte nach besten Kräften. Da der Ort an der Küste, wenn auch an keinem Vorgebirge oder Kap, lag, so wurde aus der ganz unleserlichen ersten Hälfte des Kleckses „Kap“ gelesen und aus dem Wort der Frage „Name“? unter Verlesen von o für a die Antwort „Nome“ gemacht. So war dem Ort sein Name „Kap Nome“ angefliegen wie der Kleck auf's Papier. Wsm.

Unbedacht

Bei einem Tanzvergnügen sagte ein mit Geistesgaben nicht besonders gesegneter junger Mann zu einer Dame: „Wissen Sie, Fräulein, wenn ich einen Katarrh bekomme, wird mir immer schrecklich dumm im Kopf.“

Mitleidig erwiderte die Dame: „Ach, das ist ja höchst bedauerlich. Sie leiden wohl an chronischem Katarrh?“ P. Hin.

Unter Kollegen

Drei Schauspieler ereiferten sich untereinander über die Kritiken in den Zeitungen. Zwei Kollegen waren besonders erbittert über die günstige Besprechung der Leistung des Ersten Liebhabers; der Heldendarsteller sagte geringschätzig zu ihm: „Du wirst doch nicht so harmlos sein, diese günstige Kritik für bare Münze zu nehmen?“

Da spottete der Heldenvater: „Warum sollt' er das nicht tun? — Er hat sie ja doch mit barer Münze bezahlt.“ E. Abe.

Auflösungen der Rätsel des 1. Bandes

Silberrätsel S. 44: 1. Eberhard, 2. Solweigh, 3. Innozenz, 4. Ceunne, 5. Tachometer, 6. Novize, 7. Odem, 8. Chromsilber, 9. Kategorie, 10. Esel, 11. Sefgrim, 12. Rebel, 13. Manfred, 14. Esra, 15. Inflation, 16. Seiltänzer, 17. Telegramm, 18. Ebene = Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen;

Schachaufgabe S. 85:

- | | | | |
|-------------|---------------|--------------|---------|
| 1. D f8—d6 | Lh2—d6: | 1. | Ke4—f3 |
| 2. Sg4—e5+ | Ke4—e5: | 2. D d6—h2: | K f3—e4 |
| 3. d2—d4 ♣. | | 3. Sg4—e5 ♣. | |
| | 1. | Lh2—g3 | |
| | 2. D d6—d5+ | Ke4—f4 | |
| | 3. D d5—f5 ♣. | | |

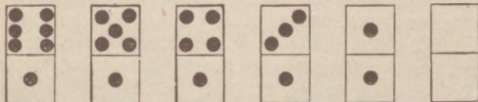
Versrätsel S. 85: Rubel, Jubel;

Der Fürst im Warenhause S. 104: Bazar, Zar;

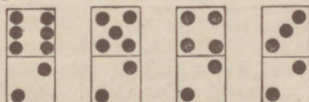
Volksliederrätsel S. 101: Es geht um Deutschlands Gauen, es geht um Deutschlands Glück, es geht um deutsche Ehre, da gibt es kein Zurück;

Dominoaufgabe S. 111:

B hatte:



Im Talon lagen:



Verwandlungsrätsel S. 131: Bi(b)er, Bier;

Kreuzworträtsel S. 131: wagrecht: 1. Hamburg, 6. Saale, 9. Jim, 11. Mai, 13. Bac, 14. Prellbock, 15. See, 16. Ehe, 17. Gig, 19. Vikar, 20. Benares.

Senkrecht: 2. Mai, 3. Balalaita, 4. Ulm, 5. Kämpfer, 7. Packeis, 8. Harem, 10. Rache, 12. See, 13. Bö, 17. Gin, 18. gar;

Magisches Quadrat S. 142: (rechts nebenstehend); Z A R A

Scharade S. 133: Tube, Rose, Tuberose; R O O N

Rätsel S. 183: Ulm, Ulme; A R N O

A	M	M	E
M	E	E	R
M	E	H	L
E	R	L	E

Buchstabenversehrätsel S. 188: Wabe, Fiar, Edam, Leiche, Ares, Name, Drang, Deich, Ecoß, Ring, Seife, Chef, Salm, Mode, Fran, Clau, Dachs = Wieland der Schmied;

Bilderrätsel S. 197: Großer Mut geht über Geld und Gut;

Quadraträtsel S. 197: (siehe links nebenstehend).

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel trafen nach Redaktionsschluß von Band 1, Jahrgang 1927 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, aus Band 12, Jahrgang 1926, von: Käthe Falk, U. (7); Adolf Geyer, M. (8); Eugen Karrer, U. (8); Max Weinburger, S. (8); Richard Martens, B. (8); Julius Morgenstern, N. a. d. C. (10); Alfons Werner, B. (9); Marie Zettler, D. (9).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 13, Jahrgang 1926 trafen nach Redaktionsschluß von Band 1, Jahrgang 1927 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Alfred Wittner, R. (1); Erna Gittermann, S. (10); Eugen Heilingner, Pf. (1); Anna Hopfer, B.-F. (10); Rudniewitz, W. b. N. (4); Maria Hebeisen, K.-B. (1); Paul Merlin, F. i. Sch. (8); Willi Schell, B. (6); Dr. Raimund Pihan, T. a. d. C. (11); Franz Zinke, T. a. d. C. (11).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 1, Jahrgang 1927 trafen ein von: Dr. Arno Wipig, M. (12); Paul Wieland, D. (10); Otmär Domberg, M. (11); Dr. Martin Elsner, K. (11); Ria Fahlmer, D. (11); Heinrich Grüne, M. (10); Bodo Gunter, N. (10); Erna Salm, B. (10); Peter Janßen, F. (10); Erich Krohm, M. (11); Luise Mohr, N. (11); Gottlieb Nüttel, M. (10); Johann Dtt, U. (11).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. Für die Tschechoslowakei Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kunschke, Pribos, Dr. Benešgasse 9.



Steuern Sie den Gefahren der **Fettleibigkeit** durch den Punkt-Roller



Mit diesem Punkt-Roller D.R.P. u. D.R.G.M. beseitigen Sie das überflüssige Fett gerade an den Stellen, wo Sie es entfernt haben wollen, z. B. am Leib oder an den Hüften, an den Schultern oder Waden. Der Punkt-Roller mit seinen zahlreichen weichen Kautschukaugnäpfchen wirkt auf die Fettpartien so intensiv, dass dieses Fett in kurzer Zeit verschwindet und festes Muskelfleisch zurückbleibt. Das in den Fettschichten sehr träge zirkulierende Blut wird durch den so präzise wirkenden Punkt-Roller zur schnelleren und kräftigen Tätigkeit gezwungen, wodurch das Fett gelöst und durch das Blut aus dem Körper befordert wird.

Die Gefahren, welche die Fettleibigkeit allmählich für die Gesundheit nach sich ziehen, z. B. Herzschwäche, Aderverkalkung, Gicht, Zuckerkrankheit, Schlaganfall usw. sind zu bekannt, um näher darauf einzugehen.

Wir senden Ihnen den Punkt-Roller auf Wunsch 5 Tage zur Probe, damit Sie ihn zu Hause versuchen und selbst beobachten können, wie Sie das überflüssige Fett auf diese neue, bequeme und natürliche Art lösen können. Dieser Versuch kostet Sie keinen Pfennig, wenn Sie nicht absolut zufrieden sind

**Preis des Punkt-Rollers
Mk. 12.50 und Porto.**

Weitere Ausgaben entstehen nicht.

**Achten Sie im eigenen Interesse auf
Nachahmungen und weisen solche
zurück.**

Was sagen die Aerzte über den Punkt-Roller:

Dr. med. H., prakt. Arzt in B.: Ich habe in der letzten Zeit eine Reihe von fettleibigen Personen mit dem Punkt-Roller behandelt. Die Kranken nahmen nicht nur erheblich an Gewicht ab — in 2 Fällen über 3 Pfd. pro Woche — sondern sie waren mit der Anwendung des Apparates ganz andere Menschen geworden; sie fühlten sich frischer und konnten ihrer Arbeit ohne die sonst so schnell eintretende Ermüdung nachgehen. Ich bin mit Ihrem Apparat sehr zufrieden.

Dr. med. W., prakt. Arzt: Wenn der Apparat Punkt-Roller systematisch mehrere Wochen nach Vorschrift angewendet wird, verspricht er glänzende Erfolge. Er ist deshalb zur Therapie der Adipositas (Fettsucht) ganz besonders warm als das beste neuzeitliche Mittel zu empfehlen.



Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Wo nicht, Versand durch die

Fabrik orthopädischer Apparate

L. M. Baginski, Berlin-Pankow 49

Hiddenseestr. 10 / Fernspr. Pankow 1705, 1706, 1707 / Postscheckkonto Berlin 11954

Bedingungen für unsere Preisaufgaben

Für die Einsendungen sind nur die beigelegten Vordrucke zu verwenden, diese sind genau auszufüllen und gesammelt an die Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Stuttgart, Cottastr. 13 einzusenden. Einer Abonnementsbescheinigung bedarf es nicht. Nach dem 1. Juli 1927 eingehende Lösungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

Ausschneiden!

Meine Lösung der ersten Preisaufgabe

Abbildung 1, S. 194 ist der Anfang des Liedes

Abbildung 2, S. 195 ist der Anfang des Liedes

Abbildung 3, S. 197 ist der Anfang des Liedes

Name des Einsenders:

Wohnort und Straße:

Liefernde Buchhandlung:

Ausschneiden!

O X BEINE



heilt

Beinkorrektions- Apparat

D.R.P. 335318 u. Auslandspatente
(ohne Tagesanwendung)

**Broschüre u. Beratung
kostenlos**

Wissenschaftl. orthopäd. Werk-
stätten ARNO HILDNER,
Chemnitz 14 (Sachsen)

Berlin W, am Zoo

Joachimsthaler Straße 43/44
Tel.: Bismarck 8922
Sprechzeit 10-7, auß. Sonnabend

Gegen Korpulenz

(Fettleibigkeit) gebrauche man
stets unsere „**Tonnola-Zelkur**“.
Kein starker Leib, keine starken
Hüften mehr, sondern **jugendliche,
schlanke, elegante Figur**. Kein Heil-
mittel, kein Geheimmittel. Garant.
unschädlich. **Aerztlich empfohlen.**
Keine Diät. Viele Dankschreiben.
28 Jahre weltbekannt. Preisgekrönt
mit gold. Medaill. u. Ehrendipl. Preis
Paket 3 Mk. mit Gebrauchsanweisung.
Porto extra. (Postanweis. od. Nachn.)
**D. Franz Steiner & Co. G.m.b.H.,
Berlin W30 F.146, Eisenacherstraße 16**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Lehrbuch der Graphologie

Von **L. Meyer** (Laura von Albertini)
12.-14. Auflage / XI und 266 Seiten
in Groß-*av*-Format mit 350 Hand-
schriften-Faksimiles
Gebunden Rm. 7.50

Zu haben in allen Buchhandlungen



Empfohlene Kur- und Heilanstalten



Sanatorium St. Blasien für Lungenkranke

Im südlichen Schwarzwald, 800 m ü.d.M.
Inmitten ausgedehnter Tannenwaldungen. Neuer illustr. Prospekt kostenlos.
Ärztlicher Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister**

Sanatorium Hohenwaldau Degerloch-Stuttgart

für physik.-diätet. homöop. Heilweise.
500 m ü. d. M. Am höchsten Punkt um
Stuttgart. Rings von Laub- und Nadel-
wald umgeben. Neben geruhigem Land-
leben alle Annehmlichkeiten der Groß-
stadt. 55 Betten. Mäßige Preise. Das
ganze Jahr geöffnet.

Besitzer: **Dr. med. Friedr. Katz**

Dieser Raum kostet für ein
ganzes Jahr
= 13 Auf-
nahmen nur **130.- RM.**

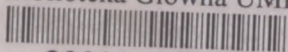
Bad Liebenstein Sanatorium Liebenstein

in Thüringen. S.-M. DDR. Eichler-Selge.
Kuranstalt f. innere und Nervenkrankte.

Dieser Raum kostet
für ein ganzes Jahr
= 13 Aufnahmen nur

260.- RM.

Biblioteka Główna UMK



300020176359

